

# Ausgewählte Christliche Reden

von  
Sören Kierkegaard.

Aus dem Dänischen übersetzt von  
Julie von Reincke.

Mit einem Anhang  
über  
Kierkegaard's Familie und Privatleben  
nach den persönlichen Erinnerungen  
seiner Nichte, Fräulein Lund.

Nebst einem Bild Kierkegaard's und seines Vaters.

Der Reinertrag  
ist für ein Isolierhaus am „Elisabethenstift“ zu Darmstadt bestimmt.

Gießen  
J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung  
( Alfred Töpelmann )  
1901.

Dem Andenken  
der entschlafenen Freundin gewidmet.  
Matth. 5,5 u. 6,17.18.

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

Geleitswort vom Herausgeber

IX

## I. Heidnisches Sorgen. Fünf christliche Reden.

Einleitung. Über die Lehrweise des Evangeliums

3

1. Die Sorge der Armut

9

2. Die Sorge der Niedrigkeit

23

3. Die Sorge der Hoheit

37

4. Die Sorge der Vermessenheit

53

5. Die Sorge der Unschlüssigkeit,  
des Wankelmuts, der Trostlosigkeit

67

## II. Stimmungen im Leidenskampfe. Drei christliche Reden.

1. Einmal leiden, ewig siegen

83

2. Die Trübsal schafft Hoffnung

97

3. Je ärmer selbst, desto reicher für andere

107

Anhang. Sören Kierkegaard's Familie und Privatleben.

Persönliche Erinnerungen von S. Kierkegaard's Nichte,

Fräulein K. Lund

121

Zwei Abbildungen:

Bild Sören Kierkegaard's im 23. Lebensjahre, als Titelbild.

Bild von Kierkegaard's Vater im Alter, vor dem Anhang.

## Geleitwort.

Die folgenden acht „Christlichen Reden“ des bekannten und doch lange nicht genug erkannten dänischen „christlichen Sokrates“ sind, soviel wir wissen, noch nie in deutscher Sprache erschienen, obwohl bereits zwei andere Behandlungen der gleichen Texte zu den fünf ersten Reden bei uns verbreitet sind. Schon bei den letzteren führt hier die spezifisch-„christliche“ Behandlung des Gegenstandes über die allgemein-religiöse und gesetzlich-fromme der früheren Darstellungen K's. grundsätzlich hinaus; viel mehr noch ist dies der Fall bei den drei Reden „Stimmungen im Leidenskampf“. So bilden alle acht zusammen eine willkommene und nötige „christliche“ Ergänzung der bisher in Deutschland meist allein zugänglichen erbaulichen Reden in der an sich hochverdienten, nur vielleicht etwas einseitig gewählten und dazu mitunter verkürzten, Wiedergabe von Bärtholdt und Puls (*Anm.: Abgesehen von den wenigen Reden, die Hansen in „Zur Selbstprüfung etc.“ und Schrempf in „Erkenne dich selbst“ übersetzt hat*). Man kann hier nicht nur Kierkegaards höchste

X

geistliche Ziele und feinste ethische Gedankengänge (*Anm.: Natürlich hier in volkstümlich verständlichem Rahmen statt der sonstigen, bekanntlich oft schwer verständlichen, Einkleidung seiner großen theoretischen Schriften, die noch tiefer und umfassender die gleichen Probleme behandeln*), sondern auch seine schriftstellerischen Darstellungsmittel und persönlichen Formeigentümlichkeiten vielseitig kennen lernen. – Und zu diesem erfrischenden Studium der reinsten „christlichen“ Ideale in freier innerer Übersetzung für unsere Tage treten dann im Anhang als Folie noch intime menschliche Erinnerungen und Eindrücke einer Kierkegaard nahestehenden Zeitgenossin. Diese lassen gerade in ihrer naiven und beschränkten Unmittelbarkeit, auf dem Grunde klein-malerischer Zeit- und Ortschilderung, den aufs Höchste reflektierten christlichen Denker in scharfer Profilierung und doch in wohlthuender Zartheit einer weiblichen Beobachtung hervortreten.

Die deutsche Übersetzung dieser Reden und Erinnerungen verdanken wir einer Kierkegaard ähnlich-geführten und -gestimmten stillen Frauenseele, der am Weihnachtsfest 1898 im „Elisabethenstift“ zu Darmstadt durch ein Herzleiden rasch heimgerufenen Deutsch-Russin Julie von Reincke. Aus einem militärischen Hause in St. Petersburg geboren, schon mit 11 Jahren des Vaters, mit 20 Jahren der Mutter beraubt, darnach Erzieherin ihrer zwei jüngeren Geschwister, hatte sie bereits mit 15 Jahren ihr Lehrerinnenexamen gemacht und von früh an emsig nach einer höheren allgemeinen und christlichen Bildung gestrebt. Aber erst ihre spätere einsame Selbständigkeit und das zu großen Kur-

XI

reisen nach Deutschland nötige schwere Herzleiden führten sie wie in das originale Verständnis des göttlichen Wortes so in die innere Disposition für den großen dänischen Dialektiker des Christentums hinein, der es in seinem ethischen Mittelpunkt, der Kreuzesnachfolge Christi, mit neuen Zungen verkündigt hatte. Die äußere Vermittlung dabei bildete ihre geistige Gemeinschaft mit einem Kierkegaards Verfasserschaft liebenden deutschen Pfarrhause, durch das die schon leidgeschwächte, aber unermüdlich strebende, innere Pfadfinderin ermutigt wurde, ihre letzten drei Lebensjahre dem Studium des Dänischen und der umfassenden Kierkegaardliteratur an Ort und Stelle zu weihen. Als sie dann, von der konzentrierten Arbeit völlig aufgerieben, „vor der Zeit“, aber freudig ihr Leben als Opfer ihrer hohen Idee, diesen seltenen Geist noch weiteren „hommes de désir“ in Deutschland aufzuschließen, hingegen hatte, fanden sich in ihrem Nachlasse die folgenden Reden und Auszüge sowie noch zwei bedeutsame philosophische Abhandlungen Kierkegaards vor, welche letzteren einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Der jetzige Herausgeber der Reden, ihr oben genannter Freund, hatte nichts zu tun, als ihre mit sichtlicher Liebe vollendete und zum Teil mit eigenem Herzblut erkaufte geistige Gabe in nochmaliger inhaltlicher und sprachlicher Durchsicht so völlig wie möglich für den Druck fertig zu machen, der leider durch seine gehäuften Berufsgeschäfte bis jetzt sich verzögerte. Aber wie Kierkegaard selbst zu den Jüngern des Herrn gehört, die „nicht sterben“ werden, so kommt auch nun dies Gedenkwerk für eine ihm nachstrebende

XII

Entschlafene nicht „zu spät“, auf deren Grabkreuz das für sie bezeichnende Bekenntnis steht: „Herr, deine Güte ist besser denn Leben!“

Daß aber hier in frischer Gestalt der alte Kierkegaard und seine junge Nachstreberin (oder richtiger seines biblischen Urbildes!) zum Besten eines Hauses der Liebe reden, wie ein solches beide zum letzten Kampfe und Siege aufgenommen hatte, wird hoffentlich die Freude an dieser scheinbar kleinen und doch geistlich-großen Gabe und den auch äußerlich-dienenden Erfolg derselben noch in weiteren Kreisen als sonst wohl zu erwarten wäre, erhöhen. Hat doch auch die sichtbare Ausstattung des Büchleins, insbesondere durch zwei seltene Bilder Kierkegaards und seines Vaters, es nicht an der schlichten Schönheit fehlen lassen, in der Kierkegaard gleich der Schrift die tiefste Wahrheit uns bietet!

Januar 1901.

D. H.

# I

## Heidnisches Sorgen.

### 5 ausgewählte Christliche Reden.

Gebet.

Vater im Himmel! Zur Frühlingszeit kehrt alles in der Natur mit neuer Frische und Schönheit wieder, der Vogel und die Lilie hat seit früher nichts verloren – o, daß auch wir so unverändert zu der Unterweisung dieser Lehrmeister zurückkehren möchten! Ach, aber wenn wir während der entschwundenen Zeit an unserer inneren Gesundheit Schaden nahmen – daß wir doch dieselbe zurückerlangen möchten, indem wir wieder von den Lilien auf dem Felde und von den Vögeln unter dem Himmel lernten!

Ev. Matth. 6, V. 24 - 34.

Niemand kann zween Herren dienen, entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird dem Einen anhangen und den Andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich Euch: Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet, auch nicht für Euren Leib, was Ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und Euer himmlischer Vater nähret sie doch! Seid Ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter Euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge (könne), ob er gleich darum sorget? Und warum sorget Ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht (so) bekleidet gewesen ist, wie derselbigen Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde (=die Feldblumen) also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr Euch tun? O Ihr Kleingläubigen!

2

Darum sollt Ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach Solchem allem trachten (nur) die Heiden; denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr des alles bedürft. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch Solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen: Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe!

## Einleitung.

Auf Sinais Gipfel wurde unter Donnergetöse das Gesetz gegeben; jedes Tier, das dem heiligen Berge nahte, ach, unverschuldet und ungewarnt, sollte getötet werden – dem Gesetz zufolge. Am Fuße des Berges (in Galiäa) wird die Bergpredigt gehalten: So verhält sich zum Gesetz das Evangelium, das bei ihm das Himmlische hienieden auf Erden, am Fuße des Berges ist. So mild ist das Evangelium, so nahe ist das Himmlische, das nun zur Erde herniedersteigt, und doch um so himmlischer! Es ist am Fuße des Berges – ja, und was mehr ist, der Vogel und die Lilie sind mit ihm gekommen, es lautet beinahe so, als liefe es scherzend darauf hinaus, daß sie dabei mit im Spiele seien. Und ein Scherz ist es auch, sofern die Lilie und der Vogel mit dabei sind; aber um so heiliger wird der Ernst, gerade weil der Vogel und die Lilie mit dabei sind! Der Vogel und die Lilie sind mit dabei; ja, und was mehr ist, sie sind nicht bloß dabei, sondern sie sind dazu dabei, um zu unterweisen. Wohl ist das Evangelium selbst der eigentliche Lehrer, er selbst der Meister, der Weg, die Wahrheit und das Leben im Unterweisen; aber der Vogel und die Lilie sind doch mit dabei wie eine Art von Hilfslehrer.

Wie ist dies möglich? Nun, die Sache ist nicht so schwer. Weder die Lilie noch der Vogel sind nämlich selbst Heiden, aber die Lilie und der Vogel sind auch nicht selbst Christen; gerade darum können sie mit Erfolg beim Unterricht im Christen-

4

tum behilflich sein. Gib acht auf die Lilie und den Vogel, so entdeckst du, wie die Heiden leben, denn sie leben gerade nicht so wie der Vogel und die Lilie. So lebe du denn wie die Lilie und der Vogel, so wirst du ein Christ – was die Lilie und der Vogel (selbst) weder ist noch werden kann! Das Heidentum bildet den Gegensatz zum Christentum, aber die Lilie und der Vogel bilden keinen Gegensatz zu einem von diesen streitenden Teilen und halten sich klüglich außerhalb aller Gegensätze. Um nun nicht (selbst direkt) zu urteilen und zu verurteilen, braucht das Evangelium die Lilie und den Vogel; um das Heidentum (indirekt) offenbar zu machen, aber dadurch wiederum das offenbar zu machen, was von einem Christen gefordert wird. Um das störende Verurteilen zu hindern, sind Lilie und Vogel zwischeneingeschoben; denn Lilie und Vogel verurteilen keinen – und du, du sollst ja auch den Heiden nicht verurteilen, du sollst von der Lilie und dem Vogel lernen. Ja, es ist eine schwere Aufgabe und eine schwierige Stellung, die der Vogel und die Lilie beim Unterricht haben, es gibt auch keinen, der das nach-tun könnte. Jeder andere würde so leicht dazu kommen, den Heiden anzuklagen und zu verurteilen, den Christen aber zu loben statt ihn zu unterweisen, oder doch dazu, spottend den sogenannten Christen zu verurteilen, der nicht in dieser Weise lebt. Aber die Lilie und der Vogel, die nur damit beschäftigt und darin vertieft sind zu unterrichten, lassen sich nichts merken, sie sehen weder zur Rech-

ten noch zur Linken, weder loben noch schelten sie, wie ein Lehrer es sonst tut. Gleichwie er, „der Lehrer“, von dem gesagt wird, „er kümmerte sich um niemand, sah nicht auf die Person der Menschen“ (Marc. 12,14), also kümmern sie sich um niemand oder sie kümmern sich nur um sich selbst. Und doch ist es beinahe eine Unmöglichkeit, von ihnen nicht etwas zu lernen, wenn man auf sie achtgibt. Ein Mensch tut (als Lehrer) oft alles, was in seinen Kräften steht, und doch kann es manchmal zweifelhaft sein, ob der Lernende

5

auch etwas von ihm lernt. Aber der Vogel und die Lilie tun gar nichts, und doch ist es beinahe unmöglich, nicht von ihnen zu lernen! Kann der Mensch nicht schon das von ihnen lernen, was unterrichten heißt, was christlich unterrichten heißt; die große Kunst des Unterrichtens lernen: nicht damit groß zu tun, sondern darin zuerst für sich selbst zu leben, und dies doch auf so erweckliche, so ergreifende, so lockende Weise, und außerdem in Hinsicht auf die Kosten auf so billige und dadurch so rührende Art, daß es unmöglich ist, nicht etwas daraus zu lernen? Freilich, wenn ein menschlicher Lehrer alles getan hat, und der Lernende doch nichts gelernt hat, so kann er sagen „das ist nicht meine Schuld“, aber umgekehrt, wenn du von der Lilie und dem Vogel so sehr viel gelernt hast, ist es da nicht, als sagten sie „das ist nicht unsere Schuld?“ So wohlwollend sind diese Lehrer gegen den Lernenden, so menschlich, so würdig ihres göttlichen Berufes! Hast du etwas vergessen, so sind sie gleich bereit, es dir zu wiederholen und wiederholen es dann auch so lange, bis du es schließlich kannst; lernst du dennoch nichts von ihnen, so machen sie dir keine Vorwürfe, sondern bleiben selbst dabei, mit seltenem Eifer den Unterricht fortzusetzen, einzig damit beschäftigt, zu lehren. Und lernst du etwas von ihnen, so schreiben sie alles dir zu, und tun, als ob sie gar keinen Anteil daran hätten, als seien sie es nicht, denen du es verdanktest; sie geben keinen auf, wie ungelehrig er auch sei, und sie verlangen keine Abhängigkeit, auch nicht von demjenigen, der am meisten bei ihnen lernte! O ihr wunderbaren Lehrmeister, wenn man von euch auch nichts anderes lernte, als zu unterrichten, wie viel lernte man da nicht schon! Es ist schon viel, wenn ein menschlicher Lehrer etwas von dem tut, was er sagt; meistens macht man wohl viele Worte, aber tut nur wenig von allem dem, was man sagt – ach, aber auch diese Bemerkung über andere hätte der Vogel oder die Lilie nie gemacht! Aber ihr (Vogel und Lilie), ja, ihr tut allerdings

6

in einem gewissen Sinne auch nicht was ihr sagt, tut es, ohne etwas zu sagen! Doch diese eure wortkarge Stille und diese eure Treue gegen euch selbst, Jahr aus Jahr ein so lange es Tag ist, ob anerkannt oder nicht anerkannt, verstanden oder mißverstanden, gesehen oder ungesehen, dasselbe zu tun – o, welche wunderbare Meisterschaft des Unterrichtens ist das!

Also mit Hilfe der Lilie und des Vogels lernen wir auch kennen, welches die heidnischen Sorgen sind, nämlich diejenigen, die der Vogel und die Lilie nicht

haben, obgleich sie die entsprechenden Bedürfnisse haben. Aber man könnte ja noch auf andere Weise diese Sorgen kennen lernen, indem man in ein heidnisches Land reiste und sähe, wie die Menschen dort leben, was für Sorgen sie dort haben. Und endlich auf eine dritte Art, indem man reist nach – doch, was sage ich reisen, wir leben ja an Ort und Stelle in einem „christlichen Lande“, wo lauter Christen sind! Also müßte man daraus schließen können: die Sorgen, die sich bei uns nicht finden, obgleich die entsprechenden Bedürfnisse und ein (ähnlicher) Druck vorhanden sind, das müssen heidnische Sorgen sein. So könnte man schließen, wenn nicht eine andere Betrachtung es uns vielleicht unmöglich machte, aus bloßen Voraussetzungen solche Schlüsse zu ziehen, und wenn nicht diese Betrachtung statt dessen auf andere Weise den Schluß zöge: diese Sorgen finden sich unter den Menschen in diesem Lande – also ist dieses „christliche Land“ heidnisch! Die Rede über „heidnisches“ Sorgen würde dann wie ein hinterlistiger Spott lauten. Doch dürfen wir uns nicht erlauben, die Christenheit so streng aufs Korn zu nehmen, noch auch jenen beinah grausamen Spott zu treiben; eine Grausamkeit, die wohlverstanden auch über den Redenden selbst ergehen würde, der wohl auch kein so vollkommener Christ ist! Laßt uns aber trotzdem nicht vergessen, daß die Rede es gleichsam dick hinter den Ohren haben könnte; daß, falls ein Engel reden wollte, er auf diese Weise seinen Spott mit uns treiben könnte, mit uns,

7

die wir uns „Christen“ nennen. Dies, indem er die Sache so wendete, daß er, statt unser dürftiges Christentum zu tadeln, das heidnische Sorgen (draußen) darstellte, und dabei beständig hinzufügte „aber hier in diesem Lande, das ein christliches ist, findet sich natürlich kein solches Sorgen“, den Schluß daraus ziehend, daß das Sorgen also nur heidnisches Sorgen sei. Oder umgekehrt, daß er daraus, daß das Land (mit seinen Sorgen doch) ein „christliches Land“ sei, den Schluß zöge, daß solches Sorgen gewiß mit Unrecht heidnisches Sorgen genannt worden wäre. Oder, daß er sich ein christliches Land dächte, worin wirklich lauter Christen wären, und täte, als ob dieses Land unser Land sei, daraus den Schluß ziehend: da solche Sorgen dort nicht zu finden seien, so müßten dieselben heidnisch sein. Laßt uns also dies nicht vergessen, und laßt uns auch nie vergessen, daß die Heiden, welche in der Christenheit gefunden werden, die am tiefsten gesunkenen sind; jene in den heidnischen Ländern sind noch nicht zum Christentum erhoben, diese sind unter das Heidentum gesunken, jene gehören dem (einst) gefallenem Geschlecht an, diese sind, nachdem sie aufgerichtet worden sind, noch einmal und noch tiefer gefallen.

So kämpft denn der erbauliche Vortrag auf mancherlei Weise dafür, daß das Ewige (die überweltliche Betrachtung) im Menschen siegen möge; er vergißt aber auch nicht, an rechter Stelle, mit Hilfe der Lilie und des Vogels uns aufs allererste zu einem Lächeln zu besänftigen. O du Kämpfender, laß dich so besänftigen! Man kann das Lachen (nach außen) verlernen, aber Gott wolle den Menschen da-

vor bewahren, je das Lächeln (über sich selbst) zu verlernen! Ein Mensch kann vieles ohne Schaden vergessen, auch muß er sich wohl darein finden, mit dem zunehmenden Alter manches zu vergessen, was zu behalten ihm erwünscht sein könnte; aber Gott behüte einen davor, daß er bis zu seinem seligen Ende die Lilie und den Vogel vergesse!

# I.

## Die Sorge der Armut.

Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Nach solchem allen trachten die Heiden!

Diese Sorge hat der Vogel nicht! Wovon lebt der Vogel – denn wir wollen jetzt nicht von der Lilie reden, sie hat gut reden, sie lebt von der Luft – aber wovon lebt der Vogel? Siehe, die bürgerliche Obrigkeit hat bekanntlich gar vieles, warum sie sich bekümmern muß. Bald hat sie die Sorge, daß es manche gibt, die nichts haben, wovon sie leben könnten; dann gibt sie sich zu anderen Zeiten wiederum damit nicht zufrieden, daß ein Mensch etwas zum Leben hat, er wird vorgeladen und befragt, wovon er lebt. Wovon lebt nun der Vogel? Doch wohl nicht von dem, was er in die Scheuern sammelt, denn er sammelt nicht in die Scheuern – und eigentlich lebt man auch nie von dem, was man in der Scheuer liegen hat. Aber wovon lebt denn der Vogel? Der Vogel kann nicht für sich Rede stehen; wenn der vorgeladen würde, müßte er wohl wie der Blindgeborene antworten, der nach demjenigen ausgefragt wurde, der ihm das Gesicht geschenkt hätte: „das weiß ich nicht; eins weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend!“ So müßte auch der Vogel antworten: „das weiß ich nicht, eins weiß ich wohl, daß ich lebe.“ Wovon lebt er denn? Der Vogel lebt

10

von dem „täglichen Brot“, jener himmlischen Nahrung, die nie veraltet, jenem ungeheuren Vorrat, der doch so gut verwahrt ist, daß keiner ihn stehlen kann; denn nur das, was zur Nacht verwahrt wird, kann der Dieb stehlen, das, was am Tage gebraucht wird, kann keiner stehlen.

Also „das tägliche Brot“ ist des Vogels Lebensunterhalt! Das tägliche Brot ist der am knappsten zugemessene Vorrat, es ist gerade genug, aber auch nicht mehr, es ist das Wenige, das die Armut bedarf. Aber dann ist ja der Vogel arm? Statt zu antworten, wollen wir fragen: ist der Vogel arm? Nein, der Vogel ist nicht arm! Sieh, hier zeigt es sich, daß der Vogel der Lehrmeister ist! Er ist wohl in der Lage, daß man ihn arm nennen muß, wenn man ihn nach den äußeren Verhältnissen beurteilen will; und doch ist er nicht arm, keinem wird es einfallen, den Vogel arm zu nennen. Aber was heißt das denn? Das heißt, seine Lage ist die der Armut, er hat aber nicht die Sorge der Armut. Wenn er vorgeladen werden würde, dann würde, daran ist kein Zweifel, die Obrigkeit finden, daß er eigentlich unter die Armenpflege gehöre; läßt man ihn aber nur fliegen, so ist er nicht arm. Ja, dürfte die Armenpflege walten, wie sie wollte, so würde der Vogel wohl arm werden, denn dann würde er mit so vielen Fragen über sein Auskommen geplagt werden, daß er selbst merken würde, daß er arm ist.

„Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? oder: was werden wir trinken? – nach solchem allen trachten die Heiden!“

Denn der Christ hat nicht diese Sorge. Ist der Christ denn reich? Nun ja, es kann vielleicht sein, daß es einen Christen gibt, der reich ist; davon reden wir aber nicht, wir reden von einem Christen, der arm ist, von dem armen Christen. Er ist arm, aber er hat nicht die Sorge, die Bekümmernis der Armut; so ist er denn arm und doch nicht arm. Wenn

11

man nämlich in Armut ohne die Sorge der Armut ist, so ist man wohl arm und doch nicht arm; und dann ist man, wenn man nicht ein Vogel, sondern ein Mensch ist, und doch wie der Vogel – dann ist man ein „Christ“!

Wovon lebt denn der arme Christ? Vom täglichen Brot, darin gleicht er dem Vogel. Aber der Vogel, der allerdings kein Heide ist, ist doch auch kein Christ – denn der Christ betet um das tägliche Brot! Aber so ist er ja noch ärmer als der Vogel, da er sogar darum bitten muß, während der Vogel dasselbe ohne zu bitten erhält? Ja, so denkt der Heide! Der Christ betet um das tägliche Brot; indem er darum bittet, erhält er es, doch ohne daß er etwas auf die Nacht zu verwahren hätte. Er bittet darum, und indem er um dasselbe bittet, hält er nachts die Sorge fern während er sanft ruht, um am nächsten Tage für den Empfang des täglichen Brotes aufzuwachen, um welches er betet. Der Christ lebt also nicht vom täglichen Brot wie der Vogel oder wie der Abenteurer, der dasselbe nimmt, wo er es findet; denn der Christ findet es, wo er es sucht, und er sucht es durch Beten. Aber darum hat er auch, wie arm er immer sein mag, mehr als das tägliche Brot allein zum Leben, etwas, was für ihn eine Zugabe und einen Wert, eine Sättigung bedeutet, die es für den Vogel nicht sein kann. Denn der Christ betet ja um dasselbe, er weiß also, daß das tägliche Brot von Gott ist. Hat nicht auch sonst eine geringe Gabe, etwas ganz Unbedeutendes, doch einen unendlichen Wert für den Liebenden, wenn es von der Geliebten ist? Darum sagt der Christ nicht nur, daß das tägliche Brot ihm genügt, sofern er an seine irdischen Bedürfnisse denkt, sondern er redet zugleich von etwas anderem und kein Vogel und kein Heide weiß, was es ist, wovon er redet – wenn er sagt: „es genügt mir, daß es von ihm ist“, nämlich von Gott. Wie jener einfältige Weise (Sokrates), obgleich er beständig von Speise und Trank redete, dennoch in tiefsinniger Weise über das Höchste

12

redete, ebenso redet der arme Christ, wenn er über die Speise redet, in Einfalt über das Höchste. Denn wenn er sagt „das tägliche Brot“, so denkt er nicht so sehr an die Speise, als daran, daß er dieselbe von Gottes Tische erhält. In dieser Weise lebt der Vogel nicht vom täglichen Brot; er lebt gewiß nicht wie ein Heide, um zu essen, er ißt um zu leben – aber lebt er denn überhaupt eigentlich?

Der Christ lebt vom täglichen Brot; daß er davon lebt, unterliegt keiner Frage, aber er fragt auch nicht, was er essen und was er trinken wird. Er weiß, daß er in

dieser Hinsicht von seinem himmlischen Vater verstanden wird, der es weiß, daß er aller dieser Dinge bedarf; der arme Christ fragt nicht nach alledem, was die Heiden suchen. Dagegen gibt es etwas anderes, das er sucht, und darum erst lebt er; denn es war ja zweifelhaft, inwiefern man eigentlich sagen könne, daß der Vogel „lebe“. Er, der Christ, lebt dazu, oder es ist dies, wofür er lebt und eben aus diesem Grunde kann man erst sagen, daß er lebt: er glaubt, daß er einen Vater im Himmel hat, welcher jeden Tag seine milde Hand aufhut und alles, was lebt – auch ihn – mit Segen sättigt; was er aber sucht, ist nicht satt zu werden, sondern den himmlischen Vater. Er glaubt, daß ein Mensch nicht darin vom Vogel verschieden ist, daß er nicht von so wenigem leben kann, sondern darin, daß er nicht leben kann „vom Brot allein“. Er glaubt, daß es der Segen ist, der da sättigt, und was er sucht ist nicht satt zu werden, sondern den Segen. Er glaubt – wovon kein Sperling etwas weiß, und was hilft es dann eigentlich dem Sperling, daß es so ist! – daß „kein Sperling zur Erde fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters“. Er glaubt, daß er wie er hier, so lange er auf Erden zu leben hat, wohl das tägliche Brot erhalten wird, auch ebenso einst droben selig leben wird. So erklärt er die Stelle „daß das Leben mehr ist als die Speise“; denn gewiß ist sogar das Leben der Zeitlichkeit mehr als die Speise,

13

aber ein ewiges Leben ist doch wohl ohne Vergleich mehr als Speise und Trank, worin eines Menschen Leben nicht besteht, so wenig wie Gottes Reich. Er bedenkt stets, daß das heiligste Leben hier auf Erden in Armut geführt worden ist, daß „Ihn“ in der Wüste hungerte und am Kreuze dürstete; so daß man also nicht bloß leben kann in Armut, sondern in Armut leben kann. – Darum bittet er wohl um das tägliche Brot und dankt für dasselbe, was der Vogel nicht tut; aber das Beten und das Danken ist ihm wichtiger als die Speise und ist ihm doch seine Speise, wie es Christi „Speise war des Vaters Willen zu tun“.

Aber so ist ja der arme Christ reich? Ja gewiß ist er reich! Denn der Vogel, der in der Armut ohne die Sorge der Armut ist, der arme Vogel, er ist freilich kein Heide und deshalb auch nicht arm, obgleich arm doch nicht arm; er ist aber auch kein Christ, und deshalb ist er doch arm – der arme Vogel, o unbeschreiblich arm! Wie arm, nicht beten zu können; wie arm, nicht danken zu können; wie arm, alles gleichsam in Undankbarkeit hinnehmen zu müssen; wie arm für seinen Wohltäter, dem man das Leben schuldet, gleichsam nicht zu existieren! Denn beten können und danken können, das ist ja für ihn (den armen Christen) existieren; und dies tun, das ist leben. Des armen Christen Reichtum ist gerade der, für den Gott zu existieren, der allerdings nicht ein für allemal ihm irdischen Reichtum gab, o nein, der ihm jeden Tag das tägliche Brot gibt. Jeden Tag! Ja, jeden Tag hat der arme Christ die Veranlassung, auf seinen Wohltäter aufmerksam zu werden, zu beten und zu danken. Und sein Reichtum wächst ja mit jedem Male wenn er betet und dankt, mit jedem Male wird es ihm deutlicher, daß er für Gott und Gott für ihn existiert; während irdischer Reichtum doch ärmer und ärmer wird

mit jedem Male, wo der Reiche zu beten und zu danken vergißt. O, wie armselig, so ein für allemal aufs ganze Leben das

14

Seine bekommen zu haben; welcher Reichtum dagegen, „jeden Tag“ das Seine zu bekommen! Wie mißlich, beinahe jeden Tag veranlaßt sein, zu vergessen, daß man das, was man hat, erhalten hat! Wie selig dagegen, jeden Tag daran erinnert zu werden, das heißt an seinen Wohltäter erinnert zu werden, das ist an seinen Gott, seinen Schöpfer, seinen Versorger, seinen Vater im Himmel, also an die Liebe, für die allein es wert ist zu leben!

Aber dann ist ja der arme Christ reich? Ja, gewiß ist er reich, und du sollst ihn auch daran erkennen, daß er nicht liebt von seiner irdischen Armut zu sprechen, wohl aber von seinem himmlischen Reichtum. Und deshalb lautet seine Rede bisweilen so verwunderlich. Denn während alles um ihn herum an seine Armut erinnert, redet er von seinem Reichtum – und darum kann ihn keiner verstehen außer er sei ein Christ! Siehe, es wird von einem frommen Einsiedler erzählt, der viele viele Jahre der Welt abgestorben gelebt hatte, das Armutsgelübde streng haltend, daß er eines reichen Mannes Freundschaft und Hingabe gewonnen hatte. Da starb der reiche Mann und setzte jenen Einsiedler, der nun so lange Zeit vom täglichen Brot gelebt hatte, zum Erben seines ganzen Vermögens ein. Da man aber kam und es dem Einsiedler erzählte, antwortete er: „Das muß ein Versehen sein, wie kann er mich zum Erben einsetzen, da ich lange vor ihm gestorben bin!“ O, wie dürftig nimmt sich nicht der irdische Reichtum aus neben diesem Reichtum! Irdischer Reichtum nimmt sich immer dürftig aus dem Tode gegenüber; aber der Christ, der in Armut ohne die Sorge der Armut ist, er ist auch gestorben für die Welt und von der Welt weg – darum lebt er! Denn der Vogel hört auf zu leben indem er stirbt. Und darum nimmt sich der ganzen Welt Reichtum, den man gebrauchen kann so lange man lebt, so armselig aus im Vergleich mit seiner – Armut, ja, oder seinem Reichtum! Daß ein Toter kein Geld braucht, das wissen wir

15

alle; aber der Lebende, der wirklich für dasselbe keine Verwendung hat, er muß entweder sehr reich sein, und dann kann es wohl sein, daß er noch mehr braucht – oder er muß ein armer Christ sein!

Insofern der arme Christ reich ist, gleicht er nicht dem Vogel! Denn der Vogel ist arm und doch nicht arm; aber der Christ ist arm, doch nicht arm – sondern reich. Der Vogel ist ohne Sorge um das Geringere, das er nicht sucht, aber er sucht auch nicht das Höhere; der Vogel ist selbst ohne Sorge, aber sein Leben ist auch für ihn als wäre es nicht der Gegenstand von jemandes anderen Sorge. Der Christ teilt gleichsam mit Gott; er läßt Gott sorgen für Speise und Trank und „solches Alles“, während er Gottes Reich und dessen (Gottes) Gerechtigkeit sucht. Hoch schwingt sich der arme Vogel in die Wolken, ohne von der Sorge der Armut gedrückt zu werden, aber der Christ schwingt sich doch noch höher. Es ist als such-

te der Vogel Gott in seinem Fluge gen Himmel, aber der Christ findet ihn; es ist als flöge der Vogel weit weit weg nach Gott zu, aber der Christ findet ihn, und findet ihn (o himmlische Seligkeit!) auf Erden; es ist als flöge der Vogel in den Himmel hinein, aber der Himmel bleibt doch verschlossen für ihn, nur für den Christen öffnet er sich!

„Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Nach solchem allen trachten die Heiden!“

Ja, die Heiden sorgen um Solches. Der Vogel ist in Armut ohne die Sorge der Armut – er schweigt; der Christ ist in Armut ohne die Sorge der Armut, er redet, aber nicht über die Armut, sondern über seinen Reichtum; der Heide hat die Sorge der Armut. Statt in Armut ohne Sorge zu sein, ist er (und das eine entspricht ganz dem

16

ändern) „ohne Gott in der Welt“. Sieh, darum hat er die Sorge! Er schweigt nicht wie der sorglose Vogel; er redet nicht wie ein Christ, der über seinen Reichtum redet; er hat und weiß eigentlich nichts anderes zu reden, als über die Armut und deren Sorge. Er fragt, was werde ich essen, und was werde ich trinken, heute, morgen, übermorgen, zum Winter, nächstes Frühjahr, wenn ich alt geworden bin; ich und die Meinigen, und das ganze Land, was werden wir essen und trinken. Diese Frage stellt er nicht bloß, – ach! in einem Augenblick der Besorgnis und bereut sie dann wiederum; oder in Zeiten der Drangsal, und bittet dann doch wieder Gott um Vergebung. Nein, er ist ohne Gott in der Welt und macht sich – wichtig mit der Frage, die er die eigentliche Lebensfrage nennt! Er schafft sich eine Bedeutung vor sich selbst durch den Gedanken, daß er sich ausschließlich mit dieser Lebensfrage beschäftigt. Er findet es unverantwortlich von „der Öffentlichkeit“ (denn mit Gott hat er nichts zu schaffen!), daß ihm etwas fehlen sollte, ihm, der einzig und allein für diese Lebensfrage lebt. Jeden, der sich nicht damit beschäftigt, oder doch nicht dafür wirkt, ihm Unterhalt zu schaffen, hält er für einen Träumer. Selbst das Höchste und Heiligste hält er im Vergleich mit dieser tiefsten Lebensfrage der „Wirklichkeit“ für Tand und Einbildung. Er findet es töricht, einen erwachsenen Menschen auf den Vogel und die Lilie hinzuweisen, denn was sollte doch da zu sehen sein, und was sollte man wohl von ihnen lernen! Wenn man, wie er, ein Mann ist, der gelernt hat, was des Lebens Ernst ist, wenn man Bürger, Gatte und Vater ist, so ist es doch wohl ein ziemlich alberner Scherz und ein kindischer Einfall, einen anweisen, auf die Lilien und die Vögel zu achten, als ob man nicht auf anderes acht zu geben hätte. „Wenn es nicht Schande halber wäre“, so sagt er, „und aus Rücksicht für meine Kinder, die man nun einmal nach alter Sitte in der Religion unterrichten läßt, so würde ich gerade heraussagen, daß man zur Beant-

17

wortung der wichtigsten Frage nur sehr wenig in der heiligen Schrift findet, und überhaupt wenig Nützlichendes, mit Ausnahme von einer einzigen herrlichen Sentenz. Man liest über Christus und die Apostel; aber für das, was die eigentliche Lebensfrage ist, zur Beantwortung derselben findet man nicht den geringsten Beitrag für die eigentliche Lebensfrage: „Wovon sie gelebt haben, wie sie dabei verfahren sind, um jeder das Seine zu bezahlen und Abgaben und Steuern zu entrichten“. „Die Frage der Teuerung durch ein Wunder lösen ist eine nichtssagende Antwort auf diese Frage; wenn das auch wahr wäre, was beweist das denn? Auf keinen Ausweg zuvor bedacht zu sein, und dann, wenn der Termin gekommen und die Steuer verlangt wird, einen Jünger einen Fisch aus dem Wasser ziehen lassen, in dessen Munde sich ein Stater findet, mit dem bezahlt wird, – wenn das auch wahr ist, was beweist das doch? Ich vermisse überhaupt den Ernst in der heiligen Schrift, ernste Antwort auf die ernste Frage; ein ernster Mann wünscht nicht genarrt zu werden, als ob er im Theater wäre. Mögen die Geistlichen den Frauen und Kindern darüber predigen; jeder ernste und aufgeklärte Mann ist doch in seinem stillen Sinn mit mir einig, und da, wo die Ernsthafte zusammenkommen, in den öffentlichen Versammlungen, da ehrt man doch nur diejenige Klugheit, die Sinn hat für die Wirklichkeit.“

So der Heide; denn das Heidentum war ohne Gott in der Welt, aber das Christentum macht es erst recht offenbar, daß Heidentum Gottlosigkeit ist. Doch ist das Gottlose nicht das Besorgtsein, obgleich das allerdings nicht das Christliche ist; das Gottlose ist, gar nicht von etwas anderem wissen wollen, und gar nichts davon wissen wollen, daß dieses Sorgen sündig ist, daß die Schrift darum sagt, ein Mensch könne ganz im selben Sinne wie er sein Herz mit Fressen und Saufen beschwert, es auch mit Sorgen der Nahrung beschweren (Luc. 21,34). Überall im Leben gibt es einen Scheideweg; jeder Mensch

18

steht einmal am Anfang – am Scheidewege – dies ist seine Vollkommenheit und nicht sein Verdienst! Wo er aber zum Schluß steht (denn zum Schluß ist es unmöglich, am Scheidewege zu stehen), das ist seine Wahl und seine Verantwortung. Für denjenigen, der in Armut ist, und also von der Armut nicht loskommen kann, ist der Scheideweg, entweder christlich von der Sorge loszukommen, indem er sich zu „dem Wege“ nach oben wendet, oder gottlos sich der Sorge zu übergeben, indem er sich zum Wege nach abwärts kehrt. Denn ewig verstanden gibt es nie zwei Wege, obgleich es einen Scheideweg gibt; es gibt nur einen Weg, der andere ist der Abweg. Je tiefer er denn in das Sorgen versinkt, desto mehr entfernt er sich von Gott und von dem Christlichen; am tiefsten ist er gesunken, wenn er von nichts Höherem wissen will, dagegen will, daß diese Sorge nicht nur das Schwerste sein sollte, (was sie doch auch nicht ist, denn das ist der Reue Schmerz), sondern auch das Höchste!

Aber diejenigen, welche reich werden wollen, „geraten in viele Versuchungen und Fallstricke“; und welches ist die Sorge der Armut, wenn nicht die, reich wer-

den zu wollen? Vielleicht verlangt die Sorge nicht sogleich Reichtum; gezwungen von der harten Notwendigkeit und in ihrer Ohnmacht begnügt sie sich vielleicht bis auf weiteres mit wenigerem. Aber dieses selbe Sorgen, wenn ihm sein gegenwärtiger Wunsch erfüllt, wenn eine Aussicht auf Mehr eröffnet würde, es würde stets Mehr und Mehr begehren. Es ist ein Sinnenbetrug, wenn jemand meint, daß das Sorgen der Armut, wenn es sich nicht hat göttlich heilen lassen wollen (und in jenem Fall kann dann die Heilung ebensogut mit etwas Mehr wie mit etwas Weniger anfangen!), irgend welche Verhältnisse finden würde, worin es zufrieden wäre, ehe es „den Reichtum“ erlangt hätte, mit dem es auch nicht zufrieden sein würde. O! über den langen Weg, der vor dem Sorgen der Armut liegt; und was das Fürchter-

19

lichste ist, dieser Weg ist überall von Versuchungen durchkreuzt! Denn wir stehen alle in Gefahren, wo wir auch stehen; aber derjenige, welcher reich werden will, steht überall in Versuchungen, und es ist unvermeidlich, daß er nicht in diese Versuchung fällt, in die Gott ihn nicht hineingeführt, sondern in welche er sich selbst gestürzt hat. Derjenige, der in Armut ist, ist schon in schwerer Lage, aber keineswegs von Gott verlassen; die Erlösung ist gerade die befohlene, ohne Sorge zu sein. Denn daß die von Gott dargebotene Erlösung die einzig wahre ist, wird gerade daran erkannt, daß sie die „befohlene“ ist, und sie ist es gerade weil sie „befohlen“ ist. Ohne Sorge sein – ja das ist ein schwieriges Gehen, beinah so schwer, wie auf dem Meere zu gehen; wenn du aber glauben kannst, so läßt es sich doch machen. Es gilt jeder Gefahr gegenüber hauptsächlich von dem Gedanken an dieselbe loskommen zu können. Von der Armut kannst du nun nicht loskommen, aber du kannst von dem Gedanken an dieselbe loskommen, indem du beständig an Gott denkst. So geht der Christ seinen Weg, er wendet den Blick nach oben, er sieht von der Gefahr hinweg, in Armut ist er ohne die Sorge der Armut. Aber wer reich werden will, hat seine Gedanken immer auf Erden, bei seinen Sorgen auf Erden; mit seinen Sorgen auf Erden; er geht gebückt und sieht sich beständig vor – ob er nicht den Reichtum finden könnte! Er „sieht sich beständig vor“ – ach, das pflegte ja sonst das beste Mittel zu sein, der Versuchung zu entgehen; aber für ihn, ja er weiß das nicht, für ihn heißt gerade das sich Vorsehen in die Falle gehen. Diese ist für ihn, die Versuchung immer größer und größer zu finden und immer tiefer und tiefer in dieselbe zu versinken. Er ist schon in der Gewalt der Versuchung, denn das Sorgen ist der Versuchung schlauester Diener. Und die Versuchung ist unten auf Erden, da, wo „solches alles ist, nach dem die Heiden trachten“; und die Versuchung ist unten auf Erden – je mehr sie den Menschen dazu

20

bringt, nach derselben hinunter zu schauen, desto sicherer ist sein Untergang. Denn welches ist „die Versuchung“, die in sich selbst verwickelt (kompliziert) ist? Die ist es doch wohl nicht, wie der Prasser zu leben, um zu essen, nein (o!

Aufruhr gegen die göttliche Ordnung!) zu leben, um sich zu plagen. Die Versuchung ist die, sich selbst zu verlieren, seine Seele zu verlieren, aufzuhören ein Mensch zu sein und wie ein Mensch zu leben, statt freier als der Vogel, gottverlassen sich zu plagen, erbärmlicher als das Tier. Ja, sich zu plagen! Statt um das tägliche Brot zu arbeiten, was jedem Menschen geboten ist, um dasselbe sich zu plagen – und doch nicht gesättigt werden, weil das Sorgen ja darauf geht, reich zu werden. Statt um das tägliche Brot zu beten, sich um dasselbige zu plagen – weil man der Menschen und seiner Sorgen Sklave wurde und vergaß, daß es Gott ist, den man um dasselbe bitten soll! Statt das sein zu wollen, was man ist – arm, aber zugleich von Gott geliebt, was man auch ist, vielmehr nie freudig in sich selbst, nie froh in Gott, sich selbst und sein Leben zu jener Knechtschaft zu verdammen in mißmutigem Grämen Tag und Nacht, in dunkler und nagender Verstimmung, in geistloser Geschäftigkeit, das Herz von Nahrungssorgen beschwert, befleckt von Geiz, obgleich in Armut!

Denke nun zum Schluß an den Vogel, der ja im Evangelium mit dabei ist und in der Rede mit dabei sein soll! Im Vergleich mit der gottlosen Schwermut des Heiden ist der Vogel, der in Armut ohne die Sorge der Armut ist – Sorglosigkeit. Im Vergleich mit des Christen frommem Glauben ist des Vogels Sorglosigkeit – Leichtsinn. Im Vergleich mit des Vogels Leichtigkeit ist der Heide schwer beladen wie ein Stein; im Vergleich mit der Freiheit des Christen ist doch auch der Vogel dem Gesetz der Schwere unterworfen. Im Vergleich mit dem Vogel, der da lebt, ist der Heide tot; im Vergleich mit dem Christen kann man doch nicht eigentlich sagen, daß der Vogel lebt. Im Vergleich

21

mit dem Vogel, der da schweigt, ist der Heide geschwätzig; im Vergleich mit dem Christen ist der Heide doch ein Sprachloser, der weder betet noch dankt. Denn das Beten und das Danken, das ist im tiefsten Verstand die menschliche Sprache, alles andere, alles, was der Heide sagt, verhält sich dazu wie ein Vogel, der das Sprechen gelernt hat, sich zu einem Menschen verhält. Der Vogel ist arm und doch nicht arm; der Christ ist arm, und doch nicht arm, sondern reich; der Heide ist arm, arm, arm, und ärmer als der ärmste Vogel. Wer ist der Arme, der so arm ist, daß dies das einzige ist, was von ihm zu sagen wäre, gleichwie dies das einzige ist, worüber er selbst zu reden weiß? Das ist der Heide! Nach der Lehre des Christentums ist sonst niemand, niemand arm, weder der Vogel noch der Christ! Das ist ein langer Weg: In Armut reich sein wollen; des Vogels Abkürzungsweg ist der kürzeste, des Christen der seligste!

## II.

# Die Sorge der Niedrigkeit.

„Sorget nicht, was ihr anziehen werdet – nach solchem allen trachten die Heiden.“

Diese Sorge hat der Vogel nicht. Die Sperlinge werden in Grauspatzen und Goldspatzen eingeteilt, aber dieser Unterschied, diese Einteilung, in geringe – vornehme, existiert nicht für sie oder für irgend einen von ihnen. Dem Vogel, der in der Schar voranfliegt oder zur Rechten fliegt, folgen wohl die anderen, darin gibt es einen Unterschied zwischen dem Vordersten und dem Hintersten, zwischen „zur Rechten“ oder „zur Linken“; aber der Unterschied: „gering – vornehm“ existiert nicht. Und im kühnen Schwunge des Fluges, wenn die Schar sich lieblich aufschwingt und in die lustigen Gestalten auflöst, wird auch zwischen dem Ersten und Letzten, zwischen zur Rechten und zur Linken, gewechselt. Und wenn die tausend Stimmen im Chor singen, so schlägt wohl einer den Ton an, diesen Unterschied gibt es unter ihnen; aber: „gering – vornehm“, der Unterschied existiert nicht, und frei lebt die Freude im Wechsel der Stimmen. Es freut „den Einzelnen“ so unbeschreiblich im Chor mit den anderen zu singen, und doch singt er nicht, um die anderen zu erfreuen; er freut sich selbst am eigenen Gesang und an dem der anderen, bricht darum auch ganz willkürlich ab, hält einen Augenblick

24

inne, bis es ihn wieder gelüftet mit einzustimmen – und sich selbst zu hören! So hat denn der Vogel nicht diese Sorge. Woher kommt das nun? Es kommt davon, daß der Vogel das ist, was er ist, zufrieden damit, er selbst zu sein, mit sich selbst befriedigt. Der Vogel weiß es kaum deutlich oder ist kaum ganz im Reinen mit sich selbst darüber, was er ist, um so weniger weiß er, daß er etwas derartiges von anderen wissen sollte. Aber er ist zufrieden mit sich selbst und mit dem, was er ist – was dies fürs erste auch sei. Denn darüber hat er keine Zeit nachzudenken, oder auch nur damit anzufangen, so vergnügt ist er, das zu sein, was er ist. Um zu sein, um Freude am Dasein zu haben, muß er nicht den langen Umweg machen, daß er zuerst etwas über die anderen erfährt, um dadurch zu erfahren, was er selbst ist. Nein, er hat das Seine aus erster Hand, er gewinnt rasch einen Vorsprung auf dem vergnüglichsten Richtwege, er ist, was er ist. Für ihn gibt es keine Frage über „Sein oder Nichtsein“, mit Hilfe des Richtweges entgeht er allen diesen Unterschiedssorgen. Ob er ein Vogel ist, wie alle anderen Vögel, oder auch nur wie alle Vögel seiner Gattung, ob er seinesgleichen hat, an das alles denkt er gar nicht, so ungeduldig ist er in seiner Freude, „zu sein“. Kein junges Mädchen, das auf dem Sprunge steht, wenn es zum Tanz soll, kann so ungedul-

dig sein, von der Stelle zu kommen, wie der Vogel es ist, mitten im Sein zu stehen, das zu sein, was er ist. Denn er hat keinen Augenblick, auch nicht den kürzesten, wegzugeben, wenn ihn derselbe aufhalten sollte, „zu sein“; der kürzeste Augenblick würde für ihn ein zeittötender, ewiglanger sein, wenn er in demselben nicht sein dürfte, was er ist, er würde vor Ungeduld sterben, wenn derselbe ihm gegenüber den geringsten Widerspruch dagegen erheben würde, ohne weiteres das sein zu dürfen, was er ist. Er ist, was er ist, aber er ist; er läßt fünf gerade sein, und so ist er! Das ist doch wohl so! Sahst du auch nicht des königlichen Vogels stolzen Flug, wenn

25

du auch nur den kleinen Vogel auf einer Ähre sitzen und sich schaukeln siehst, indes er sich mit Singen unterhält: Ist da wohl die geringste Spur von Sorge um der Niedrigkeit, um des Geringseins willen! Denn du wirst doch nicht dagegen einwenden, was ja gerade das Lehrreiche ist, daß er hoch auf dem Ast, hochgestellt, vornehm ist! Und willst du das, so nimm den Ast näher in Betracht, auf dem er sitzt. Lebhafter als die Lilie, in der Freude „zu sein“, ist der Vogel; doch ganz so wie die Lilie in unschuldiger Selbstzufriedenheit. Sahst du denn nicht die prachtvolle Lilie, die in all ihrer Herrlichkeit demütig emporragt, – indes du daneben die unscheinbare siehst, die in einem Graben steht und mit dem Winde scherzt als wäre er ihresgleichen? Wenn du sie siehst, nachdem ein Unwetter alles getan hat, um sie ihre Unbedeutendheit fühlen zu lassen – wenn du sie also betrachtest, im Augenblick, wo sie den Kopf wieder vorstreckt, um zu sehen, ob es denn nicht bald wieder schön Wetter werden will – meinst du, daß die geringste Spur von Sorge um die Niedrigkeit in ihr ist? Oder wenn sie am Fuße des mächtigen Baumes steht und mit Staunen zu ihm emporschaut – meinst du, daß die geringste Spur von Sorge der Niedrigkeit bei dieser, der staunenden Lilie, sich findet? Oder glaubst du, sie würde sich geringer vorkommen, wenn der Baum noch einmal so groß wäre? Ist es nicht vielmehr so, als bildete sie sich in aller Unschuld ein, daß alles um ihretwillen da sei?

So leicht hat es der Vogel und die Lilie, zu existieren, so leicht finden sie sich da hinein, „zu leben“, so natürlich wird ihnen der Anfang oder so leicht fällt es ihnen, zum Anfangen zu kommen. Denn dies ist der Lilie und des Vogels glückliche Vergünstigung, daß es ihnen so leicht gemacht ist, mit dem Existieren anzufangen, daß sie, sobald sie geworden sind, auch den Anfang dazu gemacht haben. Sie sind sogleich in voller Fahrt, zu sein, so daß es gar nicht nötig ist, daß etwas dem Anfange vorausgehe, sie gar nicht versucht werden mit jener unter den

26

Menschen so viel besprochenen und so gefahrvoll geschilderten Schwierigkeit, der Schwierigkeit des Anfangs.

Aber wie ist denn hierin der Vogel der Lehrmeister, wo ist der Anknüpfungspunkt für seinen Unterricht? Liegt er nicht darin: den Umweg nach dem Anfangen – d. h. nachdem man den Anfang gefunden hat – diesen Umweg also, der so

sehr lang werden kann, so kurz als möglich zu machen, um so bald als möglich zu sich selbst zu kommen, für sich selbst zu sein?

Diese Sorge hat auch der niedrigstehende Christ nicht! Doch ist er darin vom Vogel verschieden, daß er erst in dieser Schwierigkeit des Anfangens versucht werden muß; denn ihm ist der Unterschied "gering – vornehm" bekannt! Er weiß, – und er weiß, daß die anderen dasselbe von ihm wissen – daß er ein geringer Mensch ist, und er weiß, was das sagen will. Er weiß auch, was unter des Erdenlebens Vorzügen verstanden wird, wie diese so sehr verschieden sind; ach, und daß sie alle ihm verweigert sind, daß sie, während sie sonst da sind, um auszu drücken, was die anderen in diesen Vorzügen sind, im Verhältnis zu ihm gleichsam nur da sind, um zu bezeichnen, wie gering er ist. Denn mit jedem Vorzuge, den der Vornehme sich hinzufügt, wird er um so vornehmer; und mit jedem Vorzuge, von dem der Geringe eingestehen muß, daß ihm derselbe versagt ist, wird er in gewisser Hinsicht um so geringer. Was dazu da ist, um zu bezeichnen, wieviel der Vornehme ist, das scheint auf der anderen Seite dazu da zu sein, um zu bezeichnen, wie wenig der Geringe ist. – O, schwieriger Anfang, um zum „Existieren“ zu kommen: Schon zu existieren, dann aber erst etwas zu werden, um recht zu existieren – Welch schlaue verborgene Schlinge, die für keinen Vogel gestellt wird! Denn es sieht ja aus, als müßte der Mensch, um anzufangen, er selbst zu sein, erst damit fertig werden, was die anderen sind, und dadurch erst erfahren, was er denn selbst ist – um dann erst auch das zu sein! Doch, wenn er dieser

27

Verblendung in die Falle geht, so kommt er gerade nie dazu, er selbst zu werden. Er geht dann wohl immer vorwärts, wie der, der längs einem Wege geht, von dem die Vorübergehenden sagen, daß er ganz richtig zur Stadt führe, aber ihm zu sagen vergessen, daß er umkehren muß, wenn er „zur“ Stadt will. Denn er geht wohl den Weg, der zur Stadt führt, aber er selbst geht auf diesem Wege von der Stadt weg. Doch der geringe Christ geht nicht in diese Falle, mit Glaubens Augen sieht er darauf, mit des Glaubens Hurligkeit ist er, der Gott sucht, darin, im An fangen, ist er vor Gott – er selbst, damit zufrieden, er selbst zu sein! Er hat von der Welt oder von den anderen erfahren, daß er ein geringer Mensch ist, aber er hat sich diesem Wissen nicht hingegeben, er verliert sich nicht weltlich in demselben, geht nicht auf darin. Dadurch, daß er mit der dem Ewigen in uns eigenen Zurückhaltung sich zu Gott hält, ist er „er selbst“ geworden. Er ist wie der, welcher zwei Namen hat, den einen für alle anderen, und den anderen für seine Nächsten. In der Welt, im Umgang mit den anderen ist er der geringe Mensch, für etwas anderes gibt er sich nicht aus, und für etwas anderes wird er auch nicht gehalten; aber vor Gott ist er – er selbst. In der Berührung des Umganges sieht es stets aus, als würde er jeden Augenblick darauf warten, von den anderen zu erfahren, was er jetzt in diesem Augenblick ist. Aber er wartet nicht; er eilt damit vor Gott zu sein, zufrieden, vor Gott er selbst zu sein. Er ist ein geringer Mensch in der Menschenmenge, und was er auf diese Weise ist, hängt von Verhältnissen

ab; aber darin, er selbst zu sein, ist er von der Menge nicht abhängig, er ist vor Gott – er selbst. Denn von „den anderen“ erfährt ein Mensch natürlich doch nur, was die anderen sind – auf diese Weise will die Welt einen Menschen darum betrügen, er selbst zu werden! „Die anderen“ wissen wiederum auch nicht, was sie selbst sind, sondern stets nur, was „die anderen“ sind. Es ist nur einer, der sich selbst ganz kennt, der an und für sich

28

weiß, was er selbst ist, das ist Gott; und er weiß auch, was jeder Mensch in sich selbst ist, denn das ist er gerade einzig und allein dadurch, daß er „vor Gott“ ist. Der Mensch, der nicht vor Gott ist, ist auch nicht er selbst, was man nur sein kann, indem man in demjenigen ist, der an und für sich ist. Man kann, indem man für sich selbst ist – indem man in demjenigen ist, der an und für sich ist – auch in anderen oder für andere sein; aber man kann nicht, indem man nur für andere ist, für sich selbst sein.

Der geringe Christ ist vor Gott er selbst. Auf diese Weise ist der Vogel nicht er selbst; denn der Vogel ist, was er ist. Mit Hilfe dieses Seins ist er in jedem Augenblick an der Schwierigkeit des Anfangens vorbeigeschlüpft. So erreicht er aber auch nicht des schwierigen Anfanges herrliches Ende, – in innerer Verdoppelung des (Selbstbewußtseins) er selbst zu sein. Der Vogel ist wie ein Einer; der Mensch, der er selbst ist, ist mehr als ein Zehner. Der Vogel entgeht glücklich der Schwierigkeit des Anfangens, er bekommt daher keine Vorstellung davon, wie gering er ist. So ist er ja gerade (in Wahrheit) ohne Vergleich geringer als derjenige, welcher es weiß, wie gering er ist. Die Vorstellung der Niedrigkeit existiert nicht für den Vogel; aber der geringe Christ existiert nicht mit seinem Wesen für diese Vorstellung; er will nicht wesentlich für dieselbe existieren, denn wesentlich (existentiell, nicht ideell) ist er und will er vor Gott er selbst sein. Der Vogel ist also eigentlich der geringe. Der geringe Christ ist im Gegensatz zu seiner Niedrigkeit „er selbst“, ohne doch deshalb törichter Weise aufhören zu wollen, der geringe Mensch zu sein, der er im Verhältnis zu ändern ist; er ist in der Niedrigkeit er selbst! Und auf diese Weise ist der geringe Christ in Niedrigkeit ohne die Sorge der Niedrigkeit. Denn worin besteht die Niedrigkeit? Im Verhältnis zu „den anderen“. Aber worin ist ihre Sorge begründet? Darin, nur im Vergleich zu anderen zu existieren; darin, von nichts

29

anderem zu wissen, als vom Verhältnis zu den anderen. Der Vogel weiß nichts vom Verhältnis zu den anderen, und insofern ist er nicht gering, und wiederum insofern ohne die Sorge der Niedrigkeit; er weiß aber natürlich auch nichts davon, daß er ein höheres Verhältnis haben kann. Und was ist denn der geringe Christ, der vor Gott „er selbst“ ist? Er ist „Mensch“! Insofern er Mensch ist, ist er in gewissem Sinn wie der Vogel, welcher das ist, was er ist. Doch dabei wollen wir hier nicht länger verweilen.

Er ist aber zugleich Christ, was ja schon in der Frage liegt, was der geringe Christ ist. Insofern ist er nicht wie der Vogel. Denn der Vogel ist, was er ist. So kann man aber nicht Christ sein. Ist man Christ, so muß man es geworden sein. Der geringe Christ ist also in der Welt etwas geworden. Der Vogel kann nicht etwas werden, er ist, was er ist. Der geringe Christ war, wie der Vogel, Mensch, dann wurde er aber Christ. Er wurde etwas in der Welt. Und er kann immer mehr und mehr werden; denn er kann immer mehr und mehr Christ werden. Als Mensch war er nach Gottes Bild geschaffen; aber als Christ hat er Gott zum Vorbilde. Diesen beunruhigenden Gedanken, der einen in einem fort aufruft – ein Vorbild, den kennt der Vogel nicht; er ist, was er ist, nichts, nichts stört ihm dieses sein Sein. Ja, es ist wahr, nichts stört dasselbe, auch nicht der selige Gedanke, Gott zu seinem Vorbilde zu haben. Ein Vorbild ist allerdings eine Aufforderung, aber welche Seligkeit! Wir reden ja schon von Glück, wenn wir sagen, daß im Dichter ein Etwas ist, das ihn zum Singen und Sagen auffordert. Aber das Vorbild fordert noch mächtiger, drängt denjenigen noch stärker, dem es vor die Augen tritt, für den es existiert. Das Vorbild ist eine Verheißung, und keine andere ist so sicher, denn das Vorbild ist ja (auch) die Erfüllung! – Für den Vogel gibt es kein Vorbild, aber für den geringen Christen existiert das Vorbild, und er existiert für sein Vorbild – er

30

kann stets dazu gelangen, demselben mehr und mehr gleich zu werden. Der geringe Christ, der vor Gott „er selbst“ ist, ist als Christ für sein Vorbild da. Er glaubt, daß Gott auf Erden gelebt hat, daß er sich in geringen und armen Verhältnissen, ja in Unehre hat gebären lassen und darnach mit dem einfachen Manne, der sein Vater genannt wurde, und mit der verachteten Jungfrau, die seine Mutter war, gelebt hat. Daß er alsdann in der geringen Gestalt eines Knechtes umherwanderte, von anderen geringen Leuten nicht zu unterscheiden war, nicht einmal durch seine auffallende Niedrigkeit, bis er im äußersten Elend endigte, gekreuzigt wie ein Verbrecher – und dann allerdings sich einen Namen hinterließ! Aber des geringen Christen Begehren ist ja nur, im Leben und im Tode sich seinen Namen aneignen zu dürfen, oder einen Namen nach ihm. Der geringe Christ glaubt, wie es im Evangelium erzählt wird, daß er geringe Menschen zu seinen Jüngern wählte, Menschen von einfachstem Stande, und daß er für seinen Umgang diejenigen aufsuchte, welche die Welt verstieß und verachtete. Er glaubt, daß er unter den verschiedenen Wechselfällen seines Lebens, als die Menschen ihn hoch erhöhen wollten, und als sie ihn, wo möglich, noch tiefer erniedrigen wollten, als er sich selbst erniedrigt hatte, – den geringen Menschen treu blieb, an die er mit näheren Banden gebunden war, den geringen Menschen, die er an sich gefesselt hatte, den verachteten Menschen, die man aus der Synagoge austieß, weil er ihnen geholfen hatte. Der geringe Christ glaubt, daß dieser geringe Mensch, oder daß dieses sein Leben in Niedrigkeit, gezeigt hat, was ein „geringer Mensch“ zu bedeuten hat, ach! und was ein, menschlich geredet, vornehmer

Mensch doch eigentlich zu bedeuten hat! Wie unendlich viel es bedeuten kann, ein geringer Mensch zu sein, und wie unendlich wenig ein vornehmer Mensch zu sein, wenn man nicht etwas anderes zugleich ist. Der geringe Christ glaubt,

31

daß dieses Vorbild gerade für ihn da ist, für ihn, der ja ein geringer Mensch ist, vielleicht mit Armut und drückenden Verhältnissen kämpfend, oder für ihn, den noch Geringeren, den Verachteten und Verstoßenen. Er gesteht es wohl, daß er sich freilich nicht in dem Falle befindet, diese übersehene oder verachtete Niedrigkeit selbst gewählt zu haben, und insofern dem Vorbilde nicht gleicht. Aber dennoch tröstet er sich damit, daß das Vorbild für ihn da ist, das Vorbild, das mit Hilfe der Niedrigkeit, sich ihm voll Erbarmen gleichsam aufnötigt, als wollte es sagen: "Geringer Mensch, siehst du nicht, daß dieses Vorbild für dich da ist?" Wohl hat er nicht mit eigenen Augen das Vorbild selbst gesehen, er glaubt aber, daß es doch da gewesen ist. Da hätte es ja in einem gewissen Sinne auch nichts zu sehen gegeben, – außer der Niedrigkeit (denn die Herrlichkeit, die muß geglaubt werden!); und von der Niedrigkeit kann er sich schon eine Vorstellung machen! Er hat das Vorbild nicht mit eigenen Augen gesehen, er macht auch keinen Versuch, sich durch die Sinne ein solches Bild auszumalen. Doch sieht er oft das Vorbild. Denn jedesmal, wenn er in Glaubensfreudigkeit über der Herrlichkeit dieses Vorbildes seine Armut, seine Niedrigkeit, sein Verachtetsein ganz vergißt, dann sieht er das Vorbild – und dann sieht er selbst annähernd aus wie das Vorbild. Wenn nämlich in einem solchen seligen Augenblick, wo er in sein Vorbild verloren ist, ein anderer Mensch auf ihn sieht, da sieht dieser andere Mensch nur einen geringen Mann vor sich – so war es ja auch gerade mit dem Vorbilde, man sah nur den geringen Mann! Er glaubt und hofft, sich mehr und mehr der Ähnlichkeit mit diesem Vorbilde zu nähern, das sich erst jenseits in seiner Herrlichkeit offenbaren wird; denn hier auf Erden kann es nur in Niedrigkeit da sein und wird nur in der Niedrigkeit gesehen. Er glaubt, daß dieses Vorbild, wenn er nur beständig darnach ringt, ihm ähnlich zu werden, ihn zum zweitenmal und in noch nähere Verwandtschaft zu Gott bringt, so daß er Gott

32

nicht nur zum Schöpfer hat, wie alle Geschöpfe, sondern daß er Gott zum Bruder hat. Aber dann ist ja dieser geringe Christ etwas sehr Hohes? Ja, gewiß ist er es, etwas so hoch Erhöhtes, daß man den Vogel gegenüber ihm ganz aus den Augen verliert. Er ist wie der Vogel gering, ohne die Sorge der Niedrigkeit, gedrückt in gewisser Hinsicht, wie der Vogel es nicht ist, mit dem Bewußtsein seiner Niedrigkeit – dennoch aber hoch erhöht. Von der Niedrigkeit redet er niemals, und dann nie in betrübter Weise, dieselbe erinnert ihn ja nur an das Vorbild, während er an des Vorbildes Hoheit denkt – und wenn er das tut, dann erinnert er selbst annähernd an das Vorbild!

Der geringe Heide dagegen hat diese Sorge. Der geringe Heide ist ohne Gott in der Welt, und folglich nie wesentlich er selbst, was man nur ist, wenn man „vor

Gott" ist, folglich auch nie damit zufrieden, er selbst zu sein, (was man doch wohl nicht ist, wenn man nicht für sich selbst ist). Er ist nicht er selbst, nicht zufrieden, er selbst zu sein, wie der Vogel mit dem, was er ist; er ist unzufrieden mit dem, was er ist – sich selbst eine Plage, seufzt er darüber und klagt sein Schicksal an!

Was ist er denn? Er ist bloß der Geringe, gar nichts anderes; d. h. er ist, wozu „die anderen" ihn machen, und wozu er sich selbst macht, indem er nur „für andere" da ist. Seine Sorge ist: Nichts (Wahres, Ewiges) zu sein, ja (im vollen ewigen Sinne) gar nicht zu „sein"! So weit entfernt ist er davon, zu sein wie der Vogel, welcher das ist, was er ist. Und daher ist seine Sorge wiederum: Etwas in der Welt zu werden. Für Gott da zu sein, das ist nichts, meint er – das nimmt sich auch nicht aus in der Welt, weder im Gegensatz noch im Vergleich mit anderen. Mensch sein, das ist nicht etwas sein, meint er – das ist ja nichts sein; denn darin ist ja gar kein Unterschied oder Vorzug vor allen anderen Menschen. Christ

33

sein, das ist nicht „etwas" sein, meint er – das sind wir ja alle. Aber Justizrat werden – das wäre etwas werden! Und etwas muß er doch um alles werden, es ist rein zum verzweifeln, gar nichts zu sein!

„Das ist zum verzweifeln", er redet, als wäre er nicht schon verzweifelt. Der geringe Heide ist verzweifelt, und die Verzweiflung ist seine Sorge. Man nimmt an, daß der Geringe in jedem Staat gewöhnlich von den Lasten befreit ist, die die Bevorzugteren tragen müssen. Aber der verzweifelte Geringe, der Heide, will nicht, selbst wenn er es ist, (innerlich) befreit sein, er trägt die schwerste von allen Lasten. Man sagt, der König trage die Last der Krone, der Hochgestellte die Verantwortung der Regierung, derjenige, dem viele anvertraut sind, der Fürsorge Last. Aber dafür ist dann der König auch König, der Hochgestellte auch der Hochgestellte, der betraute Mann auch der Betraute. Aber der verzweifelte geringe Mann, der Heide, er schleppt sich tot an der Last dessen, was er nicht ist, er – ja das ist Wahnsinn – er überhebt sich an dem, was er nicht trägt. Ob dem so ist, daß der König, als das Fundament, alle die anderen trägt, oder ob es alle die anderen sind, die den König, als den Obersten tragen, wollen wir hier nicht untersuchen – aber der verzweifelte geringe Mann, der Heide, er trägt alle die anderen. Die ungeheure Last „alle die anderen", drückt auf ihn, und zwar mit dem doppelten Gewicht der Verzweiflung. Denn nicht durch die Vorstellung, daß er etwas ist, drückt sie ihn, nein, sie drückt ihn durch die Vorstellung, daß er nichts ist. Wahrlich, so unmenschlich hat kein Staat und kein Verein gegen irgend einen Menschen gehandelt, daß er verlangte, einer sollte unter der Bedingung, nichts zu sein, aller Last tragen. So unmenschlich handelt nur der verzweifelte geringe Mensch, der Heide, gegen sich selbst. Tiefer und tiefer versinkt er in die verzweifelte Sorge, aber er findet dabei keinen Halt für den Fuß, um dies zu tragen – er ist ja nichts, worüber er sich zu

34

seiner eigenen Qual durch die Vorstellung, was „die anderen“ sind, bewußt wird. Lächerlicher und lächerlicher, ach nein, jämmerlicher und jämmerlicher, oder richtiger gottloser und gottloser, mehr und mehr Unmensch, wird er in seinem törichtem Streben, doch „etwas“ zu werden; etwas, wenn es auch noch so wenig wäre, aber doch etwas, was nach seiner Vorstellung wert wäre, zu sein.

So bricht der verzweifelte geringe Mann, der Heide, unter der ungeheuren Last des Vergleichens, die er sich selbst auflegt, zusammen. Das, ein geringer Mann zu sein, was für den geringen Christen mit zum Christsein gehört, wie die kaum hörbare schwache Anhauchung vor dem Buchstaben mit zum Buchstaben gehört, welcher eigentlich allein gehört wird – und in dieser Weise redet der geringe Christ von seiner irdischen Niedrigkeit, er redet nur darüber, indem er ausspricht, daß er Christ ist – dieses ist für den Heiden Tag und Nacht seine Sorge, damit beschäftigt sich all sein Dichten und Trachten! Ohne Ewigkeitsaussicht, nie von des Himmels Hoffnung gestärkt, nie er selbst – weil von Gott verlassen, lebt er verzweifelt, als wäre er zur Strafe verurteilt, diese 70 Jahre zu leben, gemartert von dem Gedanken, nichts zu sein, gemartert von der Erfolglosigkeit seines Strebens, etwas zu werden. Für ihn hat der Vogel nichts Tröstendes, der Himmel keinen Trost – und das versteht sich, das Erdenleben hat dann für ihn auch keinen Trost! Von ihm kann man nicht sagen, daß er an die Erde gefesselt bleibt, von der Herrlichkeit des Erdenlebens überredet, das ihn dazu brachte, den Himmel zu vergessen. Nein, es ist eher so, als täte die Zeitlichkeit alles, um ihn von sich zu stoßen dadurch, daß sie ihn zu nichts macht. Und doch will er der Zeitlichkeit angehören, unter den elendesten Bedingungen; er will sie nicht fahren lassen, er klammert sich an sie fest durch das Nichtssein, fester und fester, weil er vergeblich sucht, weltlich etwas zu werden; er klammert sich mit Verzweiflung fester und fester an das – was

35

er bis zur Verzweifeltheit nicht sein wird! Und so lebt er, nicht auf der Erde, sondern als ob er in die Unterwelt hinuntergestoßen wäre. Sieh, jener König, den die Götter strafte, er litt die entsetzliche Qual, daß sich ihm jedesmal, wenn ihn hungerte, die lieblichsten Früchte zeigten, wenn er aber nach ihnen griff, so verschwanden sie. Der verzweifelte geringe Mann, der Heide, leidet noch qualvoller am Selbstwiderspruch. Denn während er dadurch gemartert, nichts zu sein, vergeblich sucht etwas zu werden, ist er eigentlich nicht bloß etwas, sondern viel. Es sind nicht die Früchte, die sich ihm entziehen, er ist es selbst, der sich auch der Möglichkeit entzieht, das zu sein, was er ist. Dann ist er nicht Mensch – und kann nicht Christ werden!

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken; er ist mit im Evangelium, und soll auch mit in der Rede sein. Der geringe Vogel ist überhaupt ohne die Sorge der Niedrigkeit; der geringe Christ ist in Niedrigkeit ohne die Sorge der Niedrigkeit, und so – hoch erhöht über alle irdische Hoheit. Der geringe Heide ist in der Sorge tief unter sich selbst, wäre er auch der Geringste. Der Vogel sieht nicht ge-

nau was er ist, der geringe Christ sieht genau was er ist als Christ, der geringe Heide starrt bis zur Verzweiflung darauf, daß er gering ist. „Was! – gering!“ sagt der Vogel, „laß uns nie an so etwas denken, vor dem fliegt man davon.“ „Was! – gering!“ sagt der Christ, „ich bin Christ!“ „Ach! – gering!“ sagt der Heide. – „Ich bin was ich bin“, sagt der Vogel; „was ich werden soll, ist noch nicht offenbar“, sagt der geringe Christ; „ich bin nichts, und ich werde nichts“, sagt der geringe Heide! „Ich bin“, sagt der Vogel; „im Tode beginnt das Leben“, sagt der geringe Christ; „ich bin nichts, und ich werde im Tode zu nichts“, sagt der geringe Heide. Im Vergleich mit den geringen Christen ist der Vogel ein Kind; im Vergleich mit dem geringen Heiden

36

ist er ein glückliches Kind. Wie der freie Vogel, wenn er sich am höchsten aufschwingt in der Freude, da zu sein, so hebt sich der geringe Christ noch höher. Wie der gefangene Vogel, wenn er mutlos und voller Angst sich im Netze zu Tode zappelt, so entseelte sich der geringe Heide selbst, noch elender, in der Gefangenschaft des Nichts. Es gibt nach der Lehre des Christentums nur eine Erhöhung, die, Christ zu sein; alles andere ist gering, Niedrigkeit und Hoheit. Es gibt, wenn man gering ist, nur einen Weg zur Hoheit, Christ zu werden. Den Weg kennt der Vogel nicht, er bleibt, was er ist. Dann gibt es aber noch einen anderen Weg, den kennt der Vogel aber auch nicht, den geht der Heide. Des Vogels Weg zu sein ist rätselhaft, er fand sich nie; des Christen Weg ist von ihm gefunden, der der Weg ist, und den ist's selig zu finden; des Heiden Weg endigt in Finsternis, keiner fand den Rückweg auf demselben. Der Vogel entgeht glücklich jenem Umwege und aller Gefahr; der geringe Christ geht nicht auf dem Umwege und wird selig in die Herrlichkeit gerettet; der geringe Heide wählt den Umweg und geht so „seinen eigenen Weg“ zum Verderben!

## III.

# Die Sorge der Hoheit.

„Sorget nicht, was ihr anziehen werdet – nach solchem allen trachten die Heiden!“

Diese Sorge hat der Vogel nicht. Aber ist denn auch Hoheit eine Sorge? Man sollte doch glauben, daß je höher ein Mensch steht, er auch desto mehr von allen Sorgen befreit sei. Desto mehrere hat er ja um sich, die einzig darum „besorgt“, damit beschäftigt sind, alle Sorgen von ihm fernzuhalten. Und doch ist es gewiß keine unwahre Spitzfindigkeit, zu reden, wie das Evangelium es tut, ganz gleich über die Sorge der Hoheit und die der Niedrigkeit. Denn Hoheit und Macht und Ehre und Ansehen bieten ihre – treuen Dienste dem Hochstehenden als Trabanten an, die ihn schützen sollen, daß ihm keine Sorge nahekomme, sie versprechen ihm gleichsam ihre – Treue! O, aber diese Leibwache gerade, mit der der Hochstehende nicht den Mut hat zu brechen, gerade diese Leibwache, die sicherheitshalber ihm so nahe auf den Leib rückt, gerade sie kostet ihm die Nachtruhe. Man sieht es ja an dem, was als Vorbild dienen kann. Ein Kaiser herrscht über die ganze Welt, umgeben von seiner treuen Leibwache – die über den Kaiser herrscht; ein Kaiser bringt die ganze Welt ins Beben, umgeben von seiner tapferen Leibwache – hinter welcher und vor welcher der Kaiser erbebt!

38

Der Vogel aber, der doch immer in der Höhe ist, hat nicht diese Sorge der Hoheit. Weder die, von der hier nicht die Rede sein kann, die für den Hochstehenden eine Ehre ist, daß er nämlich für das Wohl der ihm Anvertrauten sorgen darf, denn wir reden ja in dieser kleinen Schrift nur stets von der Sorge, ohne welche der Mensch sein kann, ja sein soll, nicht von der Sorge, ohne welche ein Mensch unmöglich ein Christ sein kann. Auch nicht diejenige Sorge der Hoheit hat er, von der hier die Rede ist. Es fällt dem Vogel kaum ein, daß er für sich selbst sorgen müsse, noch viel weniger, daß er dazu berufen sein solle, für andere zu sorgen. Der Vogel sagt in aller Unschuld von seinem Verhältnis zu den anderen: „bin ich denn meines Bruders Hüter?“ Es fällt keinem Vogel ein, auch nicht demjenigen, der am höchsten fliegt, daß er so hoch gestellt sein solle, damit er über andere zu herrschen hätte. So hat er aber auch keine Sorge darüber, ob die anderen ihm nun die pflichtschuldige Aufmerksamkeit erweisen, oder ob sie ihm dieselbe verweigern, oder gar ob sie vielleicht auch noch darauf bedacht sind, ihn von seiner Höhe zu stürzen – so hochgestellt ist kein Vogel!

Und doch ist ja jeder Vogel in der Höhe, aber es ist, als wäre jeder Vogel wesentlich gleich hochgestellt. Diese himmlische Gleichheit zwischen den Vögeln, oder ihre gleiche Erhöhung unter dem Himmel, hat eine Ähnlichkeit mit der Hoheit

des ewigen Lebens – wo es gleichfalls weder Hoch noch Niedrig gibt, und doch Erhöhung! Alle Vögel sind in der Höhe, aber im Verhältnis zu einander ist keiner von ihnen in der Hoheit (*Anm.: Im Dänischen gibt es keinen Unterschied zwischen „Höhe“ und „Hoheit“*). Unter der Himmelswölbung ist reichlich Platz für jeden, sich so hoch hinaufzuschwingen wie er will; aber auch der Vogel, der zur Erde herniederfliegt, ist im Grunde doch in der Höhe – anders versteht es der Vogel nicht. Wollte jemand zu ihm

39

sagen: „aber so bist du ja eigentlich nicht erhöht, wenn du nicht höher erhöht bist, als die anderen“, so würde der Vogel antworten: „weshalb bin ich nicht in der Hoheit?“ – und dann fliegt der Vogel hoch auf, oder bleibt nahe an der Erde, wo er aber doch noch in der Höhe ist, sich seiner Hoheit bewußt. Darum ist er in Hoheit ohne die Sorge der Hoheit, in Hoheit, ohne über jemand erhöht zu sein – unter der Himmelswölbung ist zu viel Platz, oder es ist kein Platz für Kleinlichkeit!

Betrachte einmal jenen einsamen Vogel, wie er hoch in den Wolken schwebt; so ruhig, so stolz, ohne eine einzige Bewegung, er hilft sich nicht einmal mit einem Flügelschlage. Und wenn du inzwischen vielleicht deine Geschäfte erledigt hast und nach einigen Stunden wieder auf dieselbe Stelle zurückkehrst, so betrachte ihn! Er schwebt unverändert in der Luft, er ruht stolz auf den ausgebreiteten Flügeln, die er nicht bewegt, während er die Erde überschaut. Ja, es ist für das ungeübte Auge schwer, den Abstand in der Luft und auf dem Wasser zu messen, der Vogel hat aber vielleicht seine Stelle nicht um eine halbe Elle verändert. Er schwebt, er steht ohne Boden unter den Füßen zu haben, denn er steht in der Luft, so ruhig in der Höhe – soll ich sagen, wie ein Herrscher, oder ist wohl je ein Herrscher so ruhig? Er fürchtet nichts, er sieht keine Gefahr, keinen Abgrund unter sich, vor seinen Augen schwindelt es nie in dieser Höhe, sein Blick wird nie umnebelt. Ach, und doch war kein Mensch so klarsehend und scharfsichtig, auch nicht der, der in Niedrigkeit die Hoheit beneidet! Aber was ist es denn, was ihn so ruhig in der Höhe hält? Es ist die Hoheit! Denn in der Hoheit an und für sich ist keine Gefahr und unter ihr kein Abgrund. Nur wenn es unter ihr eine andere Hoheit gibt, die doch geringer ist als sie – und so weiter; kurz, wenn jemand unter ihr ist, so gibt es auch etwas unter ihr, und dann ist auch der Abgrund unter ihr! Aber für den Vogel gibt es keinen Geringeren, darum ist er in der Höhe ohne den Ab-

40

grund unter sich zu haben; und darum ohne die Sorge, welche mit und aus dem Abgrunde kommt. Der Vogel ist in der Höhe ohne höher sich zu fühlen als jemand anders, darum ohne die Sorge der Hoheit. Auf diese Weise ist er der Lehrmeister, hier ist des Unterrichts Anknüpfungspunkt. In diesem Sinne in Hoheit sein, das läßt sich ohne Sorge machen. Wollte jemand sagen: „Auf diese Weise in Hoheit sein, heißt gar nicht in Hoheit sein, es ist nur ein Spiel mit Worten, wenn

man von der Hoheit des Vogels redet", so zeigt das, daß er ungelehrig ist, ein unartiges Kind, das in der Stunde nicht ruhig sitzen will, sondern den Unterricht stört. Denn freilich, wenn er sich nicht die Mühe geben will, den Vogel zu verstehen, wenn er, statt lernend seine Vorstellung in Ähnlichkeit mit der Unterweisung des Vogels zu ändern, den Vogel in die Schule nehmen und seine eigene Vorstellung von jenem verlangen, ihn also als Lehrmeister verwerfen will – so ist es ja gewiß unmöglich, vom Vogel etwas zu lernen. Und das ist, zu des Vogels Ehre muß es gesagt werden, ganz bestimmt die einzige Art, auf welche man vom Vogel nicht etwas lernen kann. Aber derjenige, welcher lernen will, lernt, was die Hoheit betrifft, daß die einzige Art und Weise, auf welche man in Wahrheit ohne Sorge sein kann, die ist, in Hoheit nicht höher sein zu wollen, als jeder andere! Der vornehme Christ hat diese Sorge nicht. Was ist denn der vornehme „Christ“? Ja, wenn du weltlich fragst, ob er König oder Kaiser ist, oder Ihro Herrlichkeit, oder Ihro Gnaden usw., so ist es ja eine Unmöglichkeit, im Allgemeinen zu antworten. Fragst du aber christlich, so ist die Antwort leicht: Er ist Christ. Und als Christ weiß er seine Türe zu schließen, wenn er mit Gott reden will – nicht damit keiner erfahre, daß er mit Gott redet, sondern damit nichts und niemand ihn störe, mit Gott zu reden. Wenn

41

er mit Gott redet, legt er alle irdische, alle unechte Pracht und Herrlichkeit ab, aber auch alle Unwahrheit des Sinnenbetruges. Er glaubt, daß es einen Gott im Himmel gibt, vor dem kein Ansehen der Person gilt, daß der Mensch, wenn wir uns einen solchen denken wollen, der über das ganze Menschengeschlecht herrschte, Gott nicht im mindesten wichtiger ist als der Geringste – und als der Sperling, der zur Erde fällt. Daher versteht er, daß das ein Sinnenbetrug ist, sein Leben solle vor Gott wichtiger sein, weil er jeden Augenblick sein Lebensgefühl dadurch gestärkt weiß, daß er allen oder doch so vielen wichtig, ja geradezu für ihr Leben notwendig ist; weil er bei Leibesleben diese Erhöhung des Lebens – unentbehrlich zu sein und das reiche Vorgefühl, im Tode vermißt zu werden – vorweg genießt. Denn vor Gott ist er nicht wichtiger als der Sperling, der zur Erde fällt, weder er, der Mächtigste, der je auf Erden gelebt hat, noch er, der Weiseste, noch irgend ein Mensch. Er glaubt, statt auf das Gerede über die Vielen, die ohne ihn nicht leben können, achtzugeben, daß er es ist, der um zu leben, jeden Augenblick, ja jede Minute, des Gottes bedarf, ohne dessen Willen allerdings kein Sperling zur Erde fällt, aber ohne dessen Willen auch kein Sperling ins Leben gerufen wird. Verstehen darum wir andern es nun so, daß für ihn gebetet wird, weil wir seiner bedürfen, weil wir es nötig haben, daß er lebe, – so versteht er es vor Gott anders, daß er nämlich, gerade weil seine Aufgabe ohne Vergleich die größere ist, es vor jedem anderen Menschen bedarf, daß für ihn gebetet werde. Er glaubt, daß es ein unveränderlicher Gott ist, der im Himmel wohnt, der seinen Willen will – wenn auch alles sich gegen ihn erheben würde, was für ihn nichts bedeutete. Ein unveränderlicher Gott, der denselben Gehorsam will, im größten

wie im kleinsten, in dem bedeutendsten Punkte des umfassendsten weltgeschichtlichen Bedürfnisses, wie in dem alltöglichsten Vorhaben; denselben Gehorsam von dem Mächtigsten, der je gelebt hat, wie von dem

42

Geringsten, und denselben wie von der ganzen Natur, die sich nichts, nichts erlaubt ohne seinen Willen. So versteht er denn, daß es ein Sinnenbetrug ist, wenn jemand ihm einbilden will, daß, weil ein Machtwort von ihm genügt, um Tausende in Bewegung zu setzen, und weil Tausende sich um ihn drängen und um ein Lächeln von ihm betteln, daß darum auch Gott, jener Mächtige, gegen ihn anders sein würde, als gegen jeden, unbedingt jeden andern Menschen; daß der unveränderliche Gott gegen ihn nicht derselbe Unveränderliche sein werde, unveränderlich wie das Ewige, unveränderlicher als der Fels – wohl aber allmächtig und vermögend, noch schrecklicher mit einem Allmachtswort alles, Throne und Regimente, Himmel und Erde, zu verändern! Er glaubt, daß er vor diesem Gott ein Sünder ist, und daß Gott eben so eifrig der Sünde gegenüber ist, wer auch der Sünder sei. So versteht er denn, daß es ein Sinnenbetrug ist, wenn jemand ihm einbilden will, daß darum, weil kein Mensch, der kaum über seine Haushaltung einen Überblick zu haben vermag, ihn richten darf, auch der gerechte Gott, vor dem es nicht wichtiger und nicht verzeihlicher ist, ob der Mächtigste oder der Geringste sündigt, wie verschieden, menschlich geredet, die Größe der Folgen auch ist, vor der menschlichen Größe staunend ihn nicht nach des Gesetzes Strenge sollte richten dürfen! Er glaubt, daß er selbst jeden Augenblick des gnädigen Gottes Vergebung bedarf, und darum glaubt er, daß Gott in Niedrigkeit auf Erden gewandelt hat, und somit alle weltliche Macht und Größe an sich als nichtig gerichtet hat. Er glaubt, daß, wie keiner ins Reich Gottes eingeht, er werde denn wie ein Kind, so auch keiner zu Christus kommt, er werde denn so gering, wie derjenige, der aus sich selbst und durch das, was er aus sich selbst ist, nichts ist. Er glaubt, daß, wenn auch Christus zu seinen Jüngern nicht geringe, sondern vornehme Menschen gewählt hätte, so müßten diese zuerst geringe Menschen geworden sein, um seine

43

Jünger zu sein. Er glaubt, daß vor Christus kein Ansehen der Person gilt, weil vor ihm nur Niedrigkeit gilt; daß so gewiß kein „Gesunder“ je von Christus geheilt worden ist, eben so gewiß auch kein Vornehmer als solcher, sondern nur als Geringer erlöst werden kann. Denn keiner kann Christ werden oder sein außer im Charakter eines geringen Menschen.

„Aber dann ist ja der vornehme Christ im Grunde eben so gering wie der geringe Christ?“ Ja, gewiß, das ist er auch! „Aber dann weiß ja der vornehme Christ eigentlich nicht, wie vornehm er ist?“ Nein, das weiß er im Grunde nicht! „Aber dann hat ja die Rede eigentlich den Leser betrogen, indem sie nicht über irdische Hoheit, über Titel und Würden und deren Sorge handelt!“ Nun ja – und doch nein, die Rede hat nicht betrogen, denn der vornehme Christ hat nicht diese Sor-

ge – und davon handelt ja gerade die Rede, daß er diese Sorge nicht hat. Und welche Rede drückt wohl dieses am wahrsten aus, diejenige, welche immer wieder versichert, daß er keine Sorge hat, oder diejenige, welche, indem sie davon redet, was den vornehmen Christen eigentlich beschäftigt – die Niedrigkeit, gerade durch Schweigen zu verstehen gibt, daß er jener Hoheit Sorge gar nicht hat?

Man kann nur Christ werden oder sein im Charakter eines geringen Menschen. Ein Christ werden (und also auch sein) ist wohl nur ein Gedanke, es ist aber ein Doppelgedanke, der daher auch ein doppeltes Gesicht hat. Ein und derselbe Gedanke läßt den geringen Christen seine Hoheit und den vornehmen Christen seine Niedrigkeit verstehen. Der vornehme Christ läßt sich durch die Vorstellung (die christliche) die Macht und die Hoheit (die irdische) benehmen, oder er gibt sich der Macht dieser Vorstellung hin; dadurch wird er der geringe Mensch, der man sein muß, um Christ zu werden und zu sein. Wenn freilich ein Schauspieler auf den Straßen umhergehen und König sein wollte, weil er gestern Abend „den König gespielt“

44

hat, so würden wir alle ihn auslachen. Wenn nun ein Kind, das im Spiel mit den Altersgenossen „der Kaiser“ war, zu den Erwachsenen gehen und sich vor ihnen auch für einen solchen ausgeben wollte, so lachten wir alle über das Kind. Und warum? Weil das Schauspiel und das Kinderspiel eine Unwirklichkeit ist. Aber der Umstand „in Wirklichkeit“ vornehm sein, ist doch christlich verstanden auch nicht Wirklichkeit, Wirklichkeit ist nur das Ewige, das Christliche. Die wahre Hoheit ist die christliche, aber in der wahren, christlichen Hoheit ist keiner höher als der andere. Also ist das (weltliche) „vornehm sein“ eine Nicht-Wirklichkeit im Vergleich zu der wahren Hoheit. Und folglich ist es, christlich verstanden, richtig, wenn der vornehme Christ selbst (denn daß andere es tun, hat weder Gewähr noch Billigung beim Christentum, sondern nur bei der widerlichen Frechheit der gottlosen Weltlichkeit!) über seine irdische Hoheit lächelt, seine sogenannte „wirkliche“ Hoheit, denn nur die christliche ist die wirkliche!

Doch, ist es damit für den Vornehmen nicht schwerer geworden, Christ zu werden (denn wir reden ja von dem vornehmen Christen), als für den Geringen? Auf diese Frage antwortet die heilige Schrift: Allerdings! Man meint freilich, daß es gleich leicht oder gleich schwer für den Geringen wie für den Vornehmen sein müsse, Christ zu werden. Denn, sagt man, die Niedrigkeit, von der dort die Rede ist, ist nicht die äußere, sondern die innere, ist ein Gefühl der eigenen Niedrigkeit, das der Vornehme eben so gut haben kann, wie der Geringe. Das Christliche sei eine zu – „geistige“ Macht, um von der äußeren Niedrigkeit zu reden. Nun, so ist es auch! Indessen redet die Schrift doch zugleich anders, vielleicht aus Vorsicht und aus Kenntnis des menschlichen Herzens, sie redet davon, ein geringer Mensch im buchstäblichen Sinne zu sein; und so redet ja auch das Vorbild, das mächtiger zeugt als alle Worte und Ausdrücke. Denn „er“ lebte in wirklicher irdischer Niedrigkeit;

„er“ erwählte sich also nicht, als er beschloß, das Vorbild zu sein, ein (äußerlich) Vornehmer und doch in seinem Innersten der geringe Mensch zu sein. Nein, er war buchstäblich der geringe Mensch und mit ganz anderem Ernst als so wie wenn ein König seine Würde einen Augenblick niederlegt und dabei von den Hofleuten gekannt, also für seine Demut noch mehr geehrt wird!

Siehe, es gibt in Hinsicht des Geisteslebens etwas, das dem entspricht, was das Buchstabieren im Verhältnis zum zusammenhängenden Lesen ist. Man buchstabiert, man geht langsam vorwärts, setzt Einzelheiten deutlich und kenntlich auseinander, – doch nicht um zuletzt des ganzen Lebens Inhalt zu „geringfügigen Momenten“, einer leeren Umständlichkeit, zu machen! So ist's damit, äußerliche Vorzüge zu besitzen, im Verhältnis zu dem, Christ zu werden. Das Christentum hat nie gelehrt, daß das buchstäbliche Gering-sein gleichbedeutend sei mit dem Christ-sein; auch nicht, daß von dem buchstäblichen Gering-sein der direkte Übergang zu dem Christ-sein ohne weiteres möglich sei; auch hat es nicht gelehrt, daß, wenn der weltlich-Vornehme seine Macht niederlegte, er deswegen ein Christ würde. Aber von der buchstäblichen Niedrigkeit zu dem Christ-werden ist doch nur ein Schritt. Ein Geringer im buchstäblichen Sinne sein, ist keine mißglückte Einleitung zu dem „Christ-werden“; im Besitz der äußeren Vorzüge sein ist ein Umweg, welcher für die Ängstlichen eine doppelte Einleitung notwendig macht. Man redet in jener strengen Wissenschaft von einer Hilfslinie, „man zieht eine Hilfslinie“, heißt es; man kann ja auch ohne Hilfslinie den Beweis für den Satz führen, man tut es (eine Hilfslinie zu ziehen) – nicht um des Beweises willen, sondern um sich selbst zu helfen, es ist nicht der Beweis, der der Hilfslinie bedarf, sondern der Beweisende selbst bedarf ihrer. So ist es auch, wenn derjenige, der im Besitz von äußeren Vorzügen ist, sich dadurch helfen läßt, daß er buch-

stäblich arm, verachtet, gering wird. Tut er das nicht, so muß er um so mehr innerlich besorgt über sich selbst wachen, um sich Glauben schenken zu dürfen, daß er bei sich selbst weiß, wie nichts, nichts von all dieser äußeren Vornehmheit und Hoheit ihn so geblendet hat, daß er sich nicht mit Leichtigkeit da hineinfinden könnte, der geringe Mann im Volk zu sein.

Auf diese Weise läßt es sich unstreitig auch machen: Das Christentum hat niemals von jemand unbedingt verlangt, daß er buchstäblich die äußeren Vorzüge aufgeben solle, es hat ihm dies nur als eine kleine Vorsichtsmaßregel vorgeschlagen! Meint er nicht, ihrer zu bedürfen, wie man es in jenen Zeiten meinte, wo man sich ängstlich damit vorwärtsbuchstabierte – o! welch' anstrengendes Leben, so in Hoheit, von all dem Verführerischen umgeben, seiner selbst ganz sicher zu sein, daß man sich mit Leichtigkeit da hineinfinden könnte, der einfache Arbeiter zu werden. Und dies, weil einem das Christ-sein so unendlich wichtig ist, daß man in strengster Selbstprüfung sich davon überzeugt hat, nichts von

allem könne einen auch nur im geringsten betören. – Welche ungeheure Vorsichtigkeit mit Licht und Feuer, wenn man in einem Pulverturm wohnt – aber welch' angestrengte Vorsichtigkeit, in solcher Umgebung Christ zu sein!

O, schweres Leben, das so gelebt werden soll! Es ist nur eine schwache Andeutung der täglichen Schwierigkeit dieses Lebens, wenn du bedenkst, um wie viel leichter es in der vorigen Rede damit ging, von der Niedrigkeit aus die christliche Hoheit zu erreichen, als es hier damit geht, von der irdischen Hoheit aus durch die Niedrigkeit hindurch die christliche Hoheit zu erreichen. Aber der vornehme Christ lebt also: Er hat Macht und Ehre und Ansehen, er ist im Besitz der Vorzüge des Erdenlebens – doch er hat als hätte er nicht! Er sieht das alles um sich herum, er sieht, wie nur auf einen Wink von ihm gewartet wird, nur darauf, daß er wie bei einem Zauber – bloß wünsche. Aber er ist, als sähe er dies nicht, er ist in eines noch

47

höheren Zaubers Macht. Er hört das alles, er hört vielleicht fortwährende Schmeichelei, aber seine Ohren sind geschlossen. Das alles ist für ihn nur wie das „im Schauspiel König sein“ und wie das, wenn ein Kind „beim Spielen Kaiser“ ist – denn er ist Christ!

Und als Christ ist er in wirklicher Hoheit. Denn christlich-verstanden, in Gottes Reich ist es gerade wie „unter dem Himmel“: Dort sind alle in Hoheit, aber ohne daß der eine höher ist als der andere. Der Vogel ist in Hoheit ohne höher zu sein als jemand; aber der vornehme Christ ist, obgleich in irdischer Hoheit über andere erhöht, (nur so) in Hoheit ohne höher zu sein als irgend jemand. Darum ist er ohne die Sorge der Hoheit; denn, wie gesagt, in dieser Weise kann man es sein! Und wenn man auf diese Weise in Hoheit ist, so ist man entweder ein Vogel; oder, wenn man ein Mensch ist, und dennoch wie der Vogel, so ist man Christ – einerlei, ob man dann zuerst weltlich-hoch oder weltlich-niedrig ist.

Der vornehme Heide aber, er hat diese Sorge! Der vornehme Heide ist in der Welt ohne Gott; kennt der vornehme Christ nicht seine irdische Hoheit, so weiß der Heide nicht, was die wahre Hoheit ist! Er kennt keine andere Hoheit als diese irdische – und in Wahrheit zu erfahren, was sie ist, ist (für ihn) unmöglich, da sie in sich selbst Unwahrheit, Dunst, Einbildung ist. Daraus ergibt sich keine andere Wahrheitserkenntnis, als die, daß sie, die irdische Hoheit, ist, was sie ist. Er weiß Bescheid, ja von Grund aus Bescheid, über „hoch, höher, allerhöchst, allerallerhöchst“; aber er weiß nicht, daß allem dem das Nichts zu Grunde liegt, so daß alles, was er weiß – nichts ist. In diesem Nichts hat er nun seinen Standpunkt, wo das liegt, bestimmt er mit Hilfe von Bestimmungen innerhalb des Nichts. Man spricht von einem „Totenritt“ im Traume – der Schlafende stöhnt und pustet, aber er kommt

48

nicht von der Stelle. So ist es mit dem vornehmen Heiden. Jetzt steigt er in die Höhe, jetzt sinkt er, er jubelt, er seufzt, er pustet, er stöhnt, aber er kommt nicht

von der Stelle. Jetzt ist es ein anderer, der höher steigt als er, jetzt stürzt einer von der Höhe herunter – aber nichts, gar nichts, nicht einmal dies letztere, kann ihn aus dem Schlafe wecken, ihn aus der Einbildung reißen und sein Auge dem öffnen, daß das Ganze – nichts ist! Aber sollte das denn auch nichts sein? Bedarf es eines besseren Beweises dafür, daß es nicht nichts sei, als nur eines Blickes auf ihn, wie er kämpft und streitet und strebt und trachtet? Er gönnt sich nie einen Augenblick Ruhe, wie viele er auch durch Bestechung in seinem Dienste hat, wie viele er auch damit zusammen hält, daß sie ihm behilflich sein möchten, das Ersehnte zu ergreifen! Sollte es dennoch nichts sein, sollte „das Nichts“ einen so in Bewegung setzen können?! So müßte auch jener „vielgeschäftige“ Mann Unrecht haben, wenn er den Schluß zieht, daß er viele Geschäfte habe, weil er vier Schreiber hält, und selbst weder zum Essen noch zum Trinken Zeit findet!

So lebt der vornehme Heide in der Hoheit. Daß es viele außer ihm in Hoheit gibt, weiß er wohl; wovon er aber nicht weiß, daß es unter ihm ist, ist deshalb, weil er es nicht weiß, dennoch unter ihm: der Abgrund! Wenn man nämlich, wie gesagt, in Hoheit höher ist als andere, oder andere unter sich hat, so hat man auch den Abgrund unter sich; denn nur in dieser Weise kann man in irdischer Hoheit sein. Und der vornehme Heide, der nichts anderes weiß und an nichts anderes denkt, als an seine irdische Hoheit, hat also das Wissen um die wahre Hoheit nicht, das ihn in Unwissenheit erhalten könnte um die irdische Hoheit. Nein, er hat den Abgrund unter sich; und aus dem steigen die Sorgen auf, oder er versinkt in die Sorge.

Und welches ist denn diese Sorge? Ein Trachten darnach, mehr und mehr zu werden – bis zum Nichts, – denn das

49

Ganze ist ja ein Nichts! Ein Trachten höher und höher in die Höhe zu steigen, das heißt tiefer und tiefer in die Sorge des Abgrundes zu versinken – denn was ist die Sorge um weltliche Hoheit anderes, als des Abgrundes Sorge? Und worin besteht denn diese Sorge? Diese Sorge ist die, daß nur niemand mit List, mit Macht, mit Lüge oder mit Wahrheit, seine Einbildung von ihm nehme! Dagegen sichert er sich auf jede Weise; denn überall sieht er Gefahr, überall Nachstellung, überall Mißgunst, überall Gespenster. Das ist ja auch selbstverständlich, denn in der dunkelsten Nacht gibt es für einen Ängstlichen nicht so vielerlei, was die Phantasie schrecken kann, als es in einer Einbildung Entsetzendes gibt.

So verschlingt zuletzt die Sorge ihre Leute. Wie markloses, faules Holz im Dunkeln leuchtet, wie das Irrlicht im Nebel gaukelt, so existiert er für andere in diesem seinem Schimmer irdischer Hoheit. Aber sein Selbst existiert nicht, sein innerstes Wesen ist verzehrt und entnervt im Dienste des Nichts! Ein Knecht der Eitelkeit, seiner selbst, nicht mächtig, in der Gewalt der schwindelerregenden Weltlichkeit, gottverlassen, hört er auf, ein wahrer Mensch zu sein! In seinem Innern ist er wie tot, aber seine Hoheit geht gespensterhaft unter uns umher – sie lebt. Es ist nicht ein „Mensch“, mit dem du redest, wenn du mit ihm sprichst;

in seinem Trachten nach Hoheit ist er selbst dies Erstrebte geworden, als Mensch betrachtet aber – eine Titulatur! Innen drin ist lauter Leere und Tand, ja da ist – nichts; aber der Schein ist da, der eitle Schein, der die Auszeichnungen der weltlichen Hoheit trägt, dem die Vorübergehenden Ehrerbietung erweisen – während er all diese Hoheit ohngefähr so trägt, wie die Kissen bei der Beerdigung seine Ordenssterne tragen. Es kann fürchterlich sein zu sehen, wie ein Mensch als solcher beinahe unkenntlich wird in Niedrigkeit und Elend, das Elend so zu sehen, daß man kaum noch den Menschen von ihm unterscheiden kann. Aber menschliche Hoheit sehen und dabei

50

gewahr werden, daß es kein Mensch mehr ist, das ist entsetzlich! Es kann fürchterlich sein, einen Menschen wie einen Schatten seiner vormaligen Hoheit umher gehen zu sehen; aber weltliche Hoheit zu sehen und in derselben kaum den Schatten von einem Menschen, das ist entsetzlich! Ihn kann der Tod nicht erst zu Nichts machen, er braucht nicht mehr begraben zu werden; während er noch lebt, kann man schon von ihm sagen, wie man es sonst am Grabe sagt: Sehet hier irdische Hoheit!

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken, er war mit im Evangelium und soll nun mit in der Rede sein! Der Vogel ist in der Höhe ohne die Sorge der Hoheit. Der vornehme Christ ist in irdischer Hoheit über andere erhöht, in Hoheit doch ohne die Sorge der Hoheit. Der vornehme Heide gehört mitsamt der Sorge dem Abgrunde an, er ist eigentlich überhaupt nicht in Hoheit, sondern im Abgrunde. Der Vogel ist also in der Höhe, der vornehme Christ ist in der Hoheit, der vornehme Heide im Abgrunde. Des Vogels Höhe ist ein Sinnbild von des Christen Hoheit, der wiederum ein Gegenbild zu des Vogels Höhe ist. Sie entsprechen, mit dem Unterschiede der Unendlichkeit, einander im Verständnis: Du verstehst des Vogels Höhe daran, wie du die Hoheit des Christen verstehst! Des Heiden Hoheit ist nirgends daheim, weder unter dem Himmel noch im Himmel. Des Vogels Hoheit ist der Schatten, die des Christen die Wirklichkeit, die des Heiden – das Nichts. Der Vogel hat in sich Luft, darum hält er sich in der Höhe. Der vornehme Heide hat Leere in sich, darum ist seine Hoheit Einbildung. Der vornehme Christ hat Glauben in sich, darum schwebt er über dem Abgrunde irdischer Hoheit in der Hoheit. Der Christ vergißt in seiner Hoheit nie den Vogel, er ist für ihn mehr als was ein Seezeichen für den Seemann ist. Er ist für ihn der Lehrmeister und doch wieder nur derjenige, den der Schüler weit hinter sich läßt, wenn er ihm zuruft: "Denke an mich in deiner Höhe!" Der vornehme Heide sah nie den Vogel! Der Vogel ist in der

51

Höhe und doch eigentlich erst unterwegs nach der Hoheit; könnte er dies verstehen, so müßte er sinken! Der Christ versteht das, und durch dieses Verstehen gerade erreicht er die Hoheit! Doch gibt es nach der Lehre des Christentums nur eine Hoheit: die, Christ zu sein – und nur einen Abgrund: das Heidentum. Denn

diesen erreichte niemals ein Vogel, und nie flog er über denselben. Über diesen Abgrund kann kein Vogel fliegen, er müßte unterwegs umkommen; diese Höhe kann kein Vogel erreichen, er ist nur unterwegs dahin. So ist der Vogel glücklich in seiner Höhe, unwissend über den Abgrund, aber auch unwissend über die Seligkeit. Der Christ ist selig-bewußt in seiner Hoheit. Der vornehme Heide ist unselig-heillos verloren im Abgrunde!

## IV.

# Die Sorge der Vermessenheit.

Niemand kann seiner Länge eine Elle zusetzen – nach solchem allen trachten die Heiden!

Diese Sorge hat die Lilie und der Vogel nicht, denn weder die Lilie noch der Vogel ist vermessen. Mit der Vermessenheit ist es nämlich nicht so, wie es mit Armut und Überfluß, Niedrigkeit und Hoheit war. Dort bestand, um bloß dies Eine zu nennen, die Preisgabe (*Anm.: Ein Wortspiel im Dänischen, das sich deutsch nicht besser geben läßt*) (das Verzweifelte) darin, in Armut zu sein, die Aufgabe dagegen darin, in Armut zu sein ohne die Sorge der Armut. Hier aber ist es nicht also, als ob dies die Preisgabe (das Verzweifelte) wäre, daß man nun einmal vermessen sei, und die Aufgabe – vermessen zu sein ohne die Sorge der Vermessenheit! Nein, hier gibt es nichts Preisgegebenes, und die Aufgabe ist, nicht vermessen zu sein; die einzige Möglichkeit ist, ohne die Sorge der Vermessenheit zu sein. Armut und Überfluß, Niedrigkeit und Hoheit ist nämlich das an sich Gleichgültige, das Unschuldige, das, was man sich nicht selbst gegeben hat oder wozu man sich nicht gemacht hat, das, was christlich-verstanden weder davon noch dazu-tut. Darum fängt dort die Rede zuerst mit der Sorge an; sie wendet sich nicht gegen die Armut oder gegen den Überfluß, die Niedrigkeit oder die Hoheit,

54

sondern gegen die Sorge. Etwas anders ist es mit der Vermessenheit, in derselben befindet sich keiner unverschuldet; und darum wendet sich die Rede geradezu gegen sie und nicht gegen die Sorge um sie. Ja, wenn dies Unmögliche möglich wäre, nämlich die Sorge um sie wegzunehmen ohne die Vermessenheit selbst wegzunehmen, so würde die Rede dies keineswegs wollen; hier soll die Sorge gerade als Fluch über dem Vermessenen sein!

Aber die Lilie und der Vogel haben diese Sorge nicht! Ob eine einzelne Lilie, schlank im Wuchs, beinahe zu menschlicher Höhe emporschießt – sie trachtet nicht darnach, weder eine Elle noch einen Zoll zu ihrem Wuchs hinzuzufügen, sie trachtet nicht nach dem mindesten „Mehr“. Es liegt auch nichts Vermessenes in dieser ihrer Höhe im Vergleich zu den anderen Lilien, die nicht darnach trachten – dies würde ja eben das Vermessene sein. Daß der Goldspatz allen den Staat anhat, während der Grauspatz ärmlich gekleidet ist, darin liegt nichts Vermessenes von seiten des Goldspatzes; und der Grauspatz trachtet nicht nach ihm – dies würde ja eben das Vermessene sein. Und wenn der Vogel sich von der schwindelnden Höhe herunterstürzt, darin ist nichts Vermessenes, er versucht damit auch nicht Gott – Gott ist's ja doch selbst, der ihn sicherer trägt, als wenn alle

Engel ihn trügen, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein stoße! Ob der Vogel auch noch so deutlich, noch so scharf sieht, daß er das Gras wachsen sehen könnte, darin liegt nichts Vermessenes. Er drängt sich mit seinem scharfen Gesicht nicht in das Verbotene ein, auch dann nicht, wenn er im nächtlichen Dunkel deutlich und klar sieht; denn dies geschieht nicht durch unerlaubte Mittel. Und ist der Vogel auch unwissend über Gott, darin liegt noch keine Vermessenheit; denn er ist unschuldig-unwissend, nicht geistlos-unwissend!

Also machen sich weder die Lilie noch der Vogel irgend welcher Vermessenheit schuldig, und sind selbstverständlich auch ohne die Sorge der Vermessenheit. Woher kommt das nun? Das

55

kommt daher, daß der Vogel und die Lilie stets wollen wie Gott will und stets tun was Gott will. Weil der Vogel beständig will wie Gott will, und stets tut was Gott will, genießt er auch ohne Sorge seine ganze Freiheit. Und wenn ihm dann, gerade wenn er am besten in der Luft fliegt, der Einfall kommt, daß er Lust haben möchte, sich nieder zu setzen, so setzt er sich einfach auf einen Zweig nieder und dann – ja das ist sonderbar – dann war es gerade das, was Gott wollte, daß er es tun solle. Und wenn er dann eines Morgens beim Aufwachen bei sich beschließt: „Heute mußt du reisen,“ dann reist er die vielen, vielen hundert Meilen, und dann – ja das ist sonderbar – dann war das gerade das, was Gott von ihm getan haben wollte! Ob der Storch auch noch so oft den langen Weg hin und zurück reist, er tut dies nie anders als wie er es gerade dies Mal tut. Er weiß keinen andern Weg, als gerade den, auf welchem er dies Mal reist, er macht sich kein Zeichen auf dem Wege, keine Notiz über die Zeit, um des nächsten Males willen; er überlegt nichts vorher und nichts nachher. Sondern wenn er nun eines Morgens aufwacht, so reist er am nämlichen Morgen – und dann war dies gerade das, was Gott von ihm getan haben wollte. Ein Mensch braucht lange Überlegung und Vorbereitung zu einer Reise, und doch hat vielleicht selten einer eine Reise angetreten mit solcher Sicherheit und Gewißheit, daß diese Reise nach Gottes Willen sei, wie der Vogel, wenn er reist! Glück auf denn! du flüchtiger Reisender, wenn du es überhaupt nötig hast, daß man dir dies wünsche! Man hat dich beneidet, man hat dir deine leichte Beförderung durch die Lüfte mißgönnt – sollte ich dich beneiden, so wollte ich dich um die Sicherheit beneiden, mit welcher du immer gerade das tust, was Gottes Wille mit dir ist! Allerdings, du hast hinsichtlich des Auskommens nur von der Hand in den Mund zu leben, aber so hast du es auch kürzer und näher vom Gedanken zur Ausführung, vom Beschluß zur Entscheidung! Daher stammt

56

wohl deine unerklärliche Sicherheit; du bist glücklich verhindert, vermessen zu sein. – Weil die Lilie stets will, wie Gott will und stets tut, was Gott will, darum genießt sie auch so sorglos ihr glückliches Dasein: herrlich zu sein ohne das Wissen darum, das die Herrlichkeit entstellt. Und wenn es der Lilie nun scheint, daß

sie lange genug dagestanden und doch nur wie ein Scherz ausgesehen hat, so wirft sie eines Tags alle Hüllen von sich, und steht dann in ihrer ganzen Herrlichkeit da; und dann – ja das ist sonderbar – dann war es gerade das, was Gott von ihr getan haben wollte! Es fällt der Lilie nie ein, ihren Staat zu einer anderen Zeit oder an einem anderen Tage an haben zu wollen, als gerade dann, wenn Gott es will. – Und weil es mit der Lilie und dem Vogel so ist, ist es auch, als müßte Gott sagen, wenn er von ihnen reden wollte: „Die Lilie und der Vogel sind doch die Kinder, von denen ich am meisten Freude habe, und die am leichtesten zu erziehen sind! Sie haben so recht eine gute Natur und begehen nie eine Unart, sie wollen stets nur was ich will, und tun stets nur was ich will, an ihnen habe ich eitel Freude!“ Und er braucht nicht hinzuzufügen, wie Eltern es sonst tun: „Laß das zur guten Stunde gesagt sein.“ (*Anm.: Sprichwörtlich, etwa gleich „Unberufen gesagt“ = Wenn's nur immer so bliebe!*)

Aber wie sind nun der Vogel und die Lilie Lehrmeister? Das ist doch wohl leicht zu sehen! Daß weder der Vogel noch die Lilie sich die geringste Vermessenheit erlauben, ist gewiß: So sei du wie die Lilie und der Vogel! Denn der Vogel und die Lilie sind im Verhältnis zu Gott wie das Kind im zarten Alter, wo es noch so gut wie eins ist mit der Mutter. Wenn aber das Kind größer geworden ist, ob es auch im elterlichen Hause bleibt, den Eltern noch so nah, niemals ihnen aus den Augen kommt, so ist doch ein unendlicher Abstand zwischen ihm

57

und den Eltern und in diesem Abstand liegt die Möglichkeit, vermessen zu werden. Ob die Mutter auch dies Kind an sich zieht, ob sie es in ihre Arme schließt, um es in ihrer Nähe vor jeder Gefahr ganz zu sichern, es ist doch in der Möglichkeit, sich vermessen zu können, unendlich fern von ihr. Das ist ein ungeheurer Abstand, eine ungeheure Ferne! Denn, nicht wahr, auch derjenige lebt ja in der Ferne, der wohl auf seiner gewohnten Stätte lebt, aber fern von seinem einzigen Wunsch. Und so ist auch das Kind, obgleich daheim bei den Eltern, doch in der Ferne durch diese Möglichkeit, vermessen werden zu können. So ist auch der Mensch in der Möglichkeit, vermessen werden zu können, unendlich fern von Gott, „in welchem er doch lebt und sich regt und ist“. Kommt er aber von jener Ferne zurück und in jener Ferne Gott je so nahe, wie der Vogel und die Lilie es sind dadurch, daß sie stets nur das wollen und das tun, was Gott will – so ist er ein „Christ“ geworden!

Der Christ also hat diese Sorge nicht! Doch was ist Vermessenheit; denn davon reden wir ja, davon, nicht vermessen zu sein. Was Vermessenheit ist, das heißt, welches ihre einzelnen Äußerungen sind, werden wir am besten kennen lernen, wenn wir über Heiden reden, die ja diese Sorge haben. Aber vorläufig müssen wir wissen, was Vermessenheit selbst ist, um zu sehen, daß der Christ nicht vermessen ist, oder daß er eben dadurch, daß er nie vermessen ist, auch nicht im geringsten vermessen ist – ein Christ ist! Vermessenheit geht wesentlich eines Menschen Verhältnis zu Gott an; und darum ist es gleichgültig, ob ein Mensch in

geringem oder in großem vermessen ist, denn selbst die geringste Vermessenheit ist groß, ist gegen Gott gerichtet. Vermessenheit ist wesentlich gegen Gott gerichtet; es ist nur ein darnach gebildeter, ein abgeleiteter aber richtiger Sprachgebrauch, davon zu reden, daß ein Kind seinen Eltern gegenüber vermessen ist, ein Untertan dem König, ein Schüler

58

dem Lehrer gegenüber. Zwischen Gott und dem Menschen ist der Unendlichkeit ewig-wesentlicher Unterschied; und wenn diesem Unterschiede auf irgend eine Weise auch nur im geringsten zu nahe getreten wird, so haben wir die Vermessenheit. Vermessenheit ist also entweder auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gottes Hilfe haben wollen; oder auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gottes Hilfe entbehren wollen.

Daher ist es zu allererst Vermessenheit, geistlos darüber unwissend zu sein, wie sehr der Mensch in jedem Augenblick Gottes Hilfe bedarf und daß er ohne Gott nichts ist. So leben vielleicht viele in Weltlichkeit und Sinnlichkeit verloren. Sie meinen das Leben und sich selbst zu verstehen, doch haben sie Gott dabei ganz aus dem Spiel gelassen. Aber sie sind sicher genug, sie sind ganz „wie die anderen“ – sie sind, wenn man so sagen darf, falsche Nachdrucke; denn jeder Mensch ist ursprünglich eine Originalausgabe aus Gottes Hand! Wollte man sie nun beschuldigen, daß sie gegen Gott vermessen wären, so würden sie wohl antworten: „Das ist uns wahrlich nie eingefallen!“ Aber darin besteht die Vermessenheit, daß es ihnen nie eingefallen ist – an Gott zu denken! Oder, wenn sie einst in ihrer Jugend dazu angehalten worden sind, an ihren Schöpfer zu denken, so ist das eben Vermessenheit, daß sie ihn später ganz vergessen haben – schlimmer als das Tier, denn das Tier hat nichts vergessen!

Der Christ aber weiß, daß nach Gott zu verlangen des Menschen Vollkommenheit ist. So ist denn der Christ ein für allemal auf Gott aufmerksam, und von der Vermessenheit erlöst, die die gottlose Unaufmerksamkeit genannt werden könnte. Der Christ war nicht bloß ein einzelnes Mal in seinem Leben auf Gott aufmerksam, bei großen Begebenheiten etwa oder dergleichen; nein, in täglicher Beständigkeit und Wachsamkeit ist er darauf aufmerksam, daß er Gott nicht entbehren kann. So ist der Christ wach und wachsam, was weder der unschuldig-un-

59

wissende Vogel ist, noch der geistlos-unwissende Mensch; er ist wach, erwacht zu Gott! Der Christ wacht und gibt unablässig acht auf Gottes Willen. Es verlangt ihn, nur an Gottes Gnade Genüge zu finden, er will nicht sich selber helfen, sondern er betet um Gottes Gnade. Er verlangt auch nicht, daß Gott ihm auf andere Weise helfe, als wie Gott es will, er betet nur darum, daß er sich an der Gnade genügen lassen möge. Der Christ hat gar keinen Eigenwillen, er ergibt sich auf Gnade und Ungnade.

Aber auch in der Art seines Verhaltens zu Gottes Gnade hat er wiederum keinen Eigenwillen, er läßt sich an Gottes Gnade genügen. Er nimmt alles aus Gnaden –

auch die Gnade; er versteht, daß er Gottes Gnade nicht entbehren kann, auch nicht beim Bitten um seine Gnade! So geschwächt ist der Christ in seinem Eigenwillen, daß er im Verhältnis zu Gottes Gnade schwächer ist als der Vogel schwach ist im Verhältnis zum Triebe, der ihn ganz beherrscht, schwächer als der Vogel stark ist im Verhältnis zum Triebe, der seine Stärke ist.

Aber dann ist der Christ im Grunde doch noch weiter von der wirklichen Vermessenheit gegen Gott entfernt, als der Vogel? Ja, das ist er auch, obgleich er der Möglichkeit, sich gegen Gott vermessen zu können, unendlich näher war, als der Vogel. Doch darum muß auch der Christ dies langsam lernen, was der Vogel nicht braucht, dem es leicht genug wird, stets nur das zu wollen, was Gott will. Der Christ muß lernen, sich an Gottes Gnade genügen lassen, wozu es mitunter eines Satansengels bedarf, der ihn auf den Mund schlägt, auf daß er sich nicht überhebe. Denn zuerst muß er lernen, sich an Gottes Gnade genügen zu lassen; wenn er aber nun damit im Zuge ist, kommt noch die letzte Schwierigkeit. Das, was auf den ersten Blick so demütigend und armselig aussieht, nämlich, sich an Gottes Gnade genügen zu lassen, ist ja doch das Höchste und Seligste – oder gibt es ein höheres Gut als Gottes Gnade?

60

Darum muß er lernen, sich nicht dessen zu überheben, nicht dadurch vermessen zu werden, daß er sich an Gottes Gnade genügen läßt! So ist denn der Christ, von Grund aus dazu herangebildet der Vermessenheit viel ferner als der Vogel – wie wäre es denn auch möglich, vermessen sein zu wollen dem gegenüber, dessen Wille Gnade ist! Aber nur der Christ weiß, daß Gottes Wille Gnade ist, der Vogel weiß höchstens, daß sein Wille – sein Wille ist. Der Christ ist der Vermessenheit viel ferner – und so gerade Gott viel näher als der Vogel. Daß es einen Gott im Himmel gibt, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt, das geht auch den Sperling an; aber daß es einen gnädigen Gott im Himmel gibt, das geht nur den Christen an. Der Vogel hält sich nahe zu Gott, indem er will wie Gott will; der Christ hält sich noch näher zu ihm, indem er sich an dessen Gnade hält. Gleichwie das ältere, aber dabei gehorsame Kind, das den Eltern gefallen will, in noch innerlicherem Sinne auch für die Liebe der Eltern existiert, als das kleine Kind, das noch mit der Mutter eins ist! Der Vogel ist in seinem dunklen Drange Gott so nahe als möglich, er kann ohne ihn gar nicht auskommen; der Christ bedarf noch mehr, er weiß, daß er ihn nicht entbehren kann. Der Vogel ist Gott so nah wie möglich, er kann ohne ihn gar nicht auskommen; der Christ ist ihm noch näher, er kann dessen Gnade nicht entbehren. Gott umschließt überall den Vogel und doch hält er sich gegen ihn zurück; dem Christen öffnet er sich, und seine Gnade umschließt überall den Christen, der in nichts gegen ihn vermessen wird, nichts anderes will als seine Gnade, und nie anders will als seine Gnade. So umschließt in seliger Nähe Gottes Gnade den Christen und hält jede, auch die leiseste, Äußerung von Vermessenheit fern. „Seine Gnade kommt (dem Christen) zuvor“ (Ps.

59. 11.), damit er sich möge genügen lassen an Gottes Gnade; und sie „folgt ihm nach“ (Ps. 23. 6.), damit er nicht vergeblich so gewollt

61

habe, und beglückt es niemals bereue, daß er sich an der Gnade Gottes hat genügen lassen.

Der Heide dagegen hat diese Sorge, denn Heidentum ist recht eigentlich Vermessenheit und Aufruhr gegen Gott. Zu allererst nennen wir da die Vermessenheit der Geistlosigkeit, über Gott in Unwissenheit zu sein, jene Vermessenheit, die eigentlich nur in der „Christenheit“ vorkommt. Wohl möglich, daß ein solcher „Heide“, in Weltlichkeit und Sinnlichkeit verloren, gerade so ohne Sorge zu sein meint, besonders ohne die vielen unnützen Sorgen, die der Gottesfürchtige sich macht. Das ist aber nicht wahr! Es ist wohl wahr, daß er ohne jene Sorgen ist, die der Gottesfürchtige sich macht, und von denen er für dieses und das zukünftige Leben Nutzen hat. Das ist aber nicht wahr, daß der Heide in seiner trägen Sicherheit ohne Sorge ist. Er ist im Gegenteil in der Gewalt der Angst, ihm ist angst, zu leben – und angst, zu sterben. Jedesmal wenn die eine oder die andere Begebenheit oder die Erwartung einer solchen ihn aus seiner Tier-Verwandlung herausreißt, erwacht die Angst, die in seinem tiefsten Innern wohnt, und wirft ihn in die Verzweiflung, in welcher er doch schon war (*Anm.: Im Sinne von Verzweiflung = verzweifelter Zustand, neben dem gewöhnlichen Sinn = verzweifertes Gefühl*).

Das Vermessene ist also geistlose Unwissenheit über Gott. Auf einen solchen Heiden paßt das, was im Gleichnis von den Knechten im Weinberge erzählt wird, die sich den Weinberg aneigneten und taten, als ob es keinen Eigentümer gäbe. Und insofern er im Christentum unterwiesen ist, paßt auch das auf ihn, was weiter erzählt wird, daß sie sagten: „Laßt uns den Sohn töten, so ist der Weinberg unser.“ Jedes Menschen Leben ist Gottes Eigentum, der Mensch – Gottes Leibeigener. Aber Gott kann man jetzt nicht töten, wohl aber, wie man sagt, den

62

Gedanken an ihn totschiagen. Und der geistlos-Unwissende ist einmal wissend gewesen, er hat sich also, wie man es auch mit besonderem Nachdruck sagt, von diesem Gedanken getrennt, ihn in sich getötet. Wenn man denn den Gedanken an Gott totgemacht hat, jedes Gefühl und jede Stimmung davon erstickt hat, die wie ein Bote an ihn erinnern wollen, so lebt man dahin, als wäre man sein eigener Herr, seines Glückes Schmied, als müsse man selbst für alles sorgen, aber als komme einem auch alles zu; d. h. man betrügt Gott um das, was ihm zukommt. Ist das nicht auch „eine Elle seiner Länge zusetzen“ wollen, wenn der Eigentumsherr oder doch der Gedanke an ihn getötet wird, und einer selbst Besitzer, Herr wird – statt Leibeigener? In geistloser Unwissenheit über Gott und in eitlem Wissen über die Welt sinkt der Heide so unter das Tier. Gott zu töten ist der entsetzlichste Selbstmord, Gott ganz zu vergessen ist eines Menschen tiefster Fall; so tief kann kein Tier fallen!

Eine andere Form der Vermessenheit ist die, auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gott entbehren zu wollen. Dies ist der Unglaube. Unglaube ist nicht geistlose Unwissenheit, der Unglaube will Gott leugnen; so hat er also in einer Weise mit Gott zu tun. Wohl sagt vielleicht ein solcher Heide, daß er ohne Sorge ist. Dem ist aber nicht also, wie es denn überhaupt unmöglich ist, vermessen zu sein und zugleich ohne die Sorge der Vermessenheit. Wie sehr er sich auch verhärtet, in seinem Innersten trägt er doch das Kennzeichen davon, daß Gott der Stärkere ist, das Merkmal, daß er Gott gegen sich haben wird. Erlahmt der Gottesfürchtige, nachdem er mit Gott gekämpft hat – wahrlich, der Gottlose ist in seinem tiefsten Innersten vernichtet. Und seine Sorge besteht gerade darin, seiner Länge eine Elle zuzusetzen. Denn das hieße allerdings, eine ungeheure Elle seiner Länge zusetzen wollen, wenn ein Mensch es Gott gegenüber vermöchte, Gott zu leugnen. Oder wenn es sich auch nur so verhalten

63

sollte, daß es Gott wäre, der des Menschen bedürfte, vielleicht gar so, wie dieser Zeit Weisheit es verstanden hat (wenn es verstanden werden kann!), um sich selbst zu verstehen! So gewiß es aber ist, daß geraubtes Gut keinen Segen bringt, wie es keinen Gewinn verschafft: so gewiß hat auch der Vermessene die Sorge, und hat sie jeden Augenblick – daß Gott ihm alles nehmen wird! Und wird einem die Arbeit leicht, wenn man Gott als Helfer hat, so ist es wahrlich die schwerste Arbeit, die man sich selbst auflegen kann, die Arbeit: Gott entbehren zu wollen!

Darum ist der Heide ganz eigentlich in der Macht der Angst; weiß er es doch nicht einmal, in wessen Macht er sich befindet – ist das nicht angstvoll? Obgleich ungläubig, weiß er doch kaum, ob er in des Unglaubens oder in des Aberglaubens Gewalt ist; und, wahrlich, selbst für einen anderen ist es sehr schwer, das zu wissen! Verlassen von Gott, den er leugnen will, überführt von Gott, den er entbehren will, ohne Halt weder bei Gott noch bei sich selbst (denn ein Mensch kann keinen Halt an sich selbst haben, ohne daß Gott mithält!), in böser Mächte Gewalt, ein Spielball für Unglaube und Aberglaube – so wird kein Vogel umhergeworfen, nicht einmal im schrecklichsten Unwetter!

Endlich ist auch dies eine Form der Vermessenheit: Auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gottes Hilfe haben zu wollen. Das ist Aberglaube!

So will der vermessene Heide unvernünftig seiner Länge eine Elle zusetzen. Wie im Wahnsinn will er das Versagte, in blindem Zutrauen will er das Tollkühne wagen, sich von des Tempels Zinne zu stürzen – und was noch vermessener ist, er will, daß Gott ihm dabei helfe! So will er, sich diesem unseligen Spiel je mehr und mehr hingebend, mit unerlaubten Mitteln das Verbotene durchdringen, das Verborgene entdecken, das Zukünftige erschauen. Er will vielleicht wie jener Simon, von dem die Schrift redet, widersinnig für Geld den heiligen Geist

64

kaufen – oder mit Hilfe des heiligen Geistes sich Geld verschaffen! Er will vielleicht sich Gott aufdrängen, Gott seine Hilfe und seinen Beistand aufnötigen, will sich selbst dazu machen, wozu einen nur Gottes Berufung machen kann – er, der Unberufene! Denn der Ungläubige will in seiner Vermessenheit Gott entbehren, will sich nicht von Gott helfen lassen, und will vermessen dies Gott wissen lassen; aber der Abergläubige will, daß Gott ihm diene. Was ist denn das anders, selbst wenn der Abergläubige sagt, daß es Gottes Hilfe sei, die er haben wolle – wenn er sie willkürlich haben will – was ist das anders, als wollen, daß Gott ihm diene?

So ist es mit dem vermessenen Heiden! Er will nicht wie Gott will (gleich dem Vogel); noch weniger will er sich an Gottes Gnade genügen lassen (gleich dem Christen); „über ihm bleibt Gottes Zorn“! Hat der Vogel auch nicht Gottes Gnade, die nur der Christ hat, wahrlich, er hat auch nicht Gottes Zorn, den nur der Heide hat. Wie weit der Vogel auch fliege, er verliert doch nie sein Verhältnis zu Gott. Aber wie weit der Heide auch fortflieht, es ist doch vergeblich, Gottes Zorn zu entfliehen; wie weit er auch flieht, wenn er nicht zur Gnade hinflieht, so umschließt ihn dennoch Gottes Zorn überall. Auch wird Angst und Drangsal über jeden kommen, der Böses tut, vor allem aber über den Vermessenen. Denn wie die Gnade von Gott über jeden kommt, der als Christ ihm naht, also kommt Angst über den, der vermessen sich Gott entzieht, oder vermessen ihm naht.

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken, der mit im Evangelium war und mit in der Rede sein soll! So wäre denn Freude auf Erden über die Lilie und den Vogel, die so wollen, wie Gott will, und das tun, was Gott will. Im Himmel ist Freude über den Christen, der sich an Gottes Gnade genügen läßt, aber Angst ist hier und dort über den Heiden, der

65

vermessen ist! Um wie viel näher zu Gott der Christ ist als der Vogel, um so viel weiter entfernt von Gott als der Vogel ist der Heide. Der größte Abstand, größer als vom fernsten Stern bis zur Erde, größer als menschliche Kunst ihn zu messen vermag, ist der von Gottes Gnade zu Gottes Zorn, vom Christen zum Heiden, von der seligen Erlösung durch die Gnade bis zum „ewigen Verderben vom Angesichte des Herrn weg“, vom Schauen Gottes bis zu der Lage, vom Abgrunde aus einzusehen, daß man Gott verloren hat! Es wäre ein nichtssagender Scherz, wollte man im Ernst des Vogels Stellung brauchen, damit er diesen Abstand ausmalen helfe. Soweit er eins mit dem Vogel ist, kann ihn der Christ als Kennzeichen brauchen. Aber heißt der Abstand: Christ zu Heide, so bestimmt der Vogel dabei nichts; denn hier ist nicht die Rede von Armut und Überfluß, Niedrigkeit und Hoheit, sondern – von Vermessenheit!

## V.

# Die Sorge der Unschlüssigkeit, des Wankelmuts, der Trostlosigkeit.

Keiner kann zweien Herren dienen – nach solchem allen trachten die Heiden.

Diese Sorge hat der Vogel nicht.

Sind die Engel Gottes Boten, die jedem seiner Winke gehorchen, braucht er die Winde wie seine Engel – der Vogel und die Lilie sind ebenso gehorsam, ob Gott sie auch nicht als Boten braucht, ob es auch ist, als könnte er sie zu nichts brauchen! Der Vogel und die Lilie haben keine Veranlassung dazu, sich selbst wichtig zu werden wegen des Gebrauches, der von ihnen gemacht wird, sie fühlen sich in Demut überflüssig. Doch sind sie deswegen Gott nicht weniger lieb, auch ist das nicht das geringste Glück, auf diese Weise überflüssig zu sein. Nicht selten scheint in dem vielgeschäftigen Leben der Menschen der ungewöhnlich-Begabte gerade überflüssig zu sein, weil er sich zu allem dem nicht eignet, was die Vielgeschäftigkeit ihm zuweisen, womit sie ihn beschäftigen, wozu sie ihn brauchen will – und doch dient seine Überflüssigkeit mehr zu des Schöpfers Ehre als alle Wichtigtuerei der Vielgeschäftigkeit! Maria erwies Christus mehr Ehre, indem sie zu seinen Füßen saß, als die Tätigkeit der geschäftigen Martha! Also ist die Lilie und der Vogel ein

68

„Überfluß“ von Schönheit und Freude, die Gott an die Schöpfung verschwendet hat, aber gerade weil sie ein Überfluß sind, wird auch der vollkommenste Gehorsam von ihnen gefordert. Wohl ist alles, was da ist, aus Gnade; aber derjenige, welcher in dem Maße der Gnade alles schuldet, daß er versteht, er ist ein Überfluß, der muß um so gehorsamer sein! Wohl ist alles, was da ist, ein Nichts in des Allmächtigen Hand, der es aus nichts schuf; aber das, was, da es wurde, es doch nur dazu brachte, ein Überfluß zu werden, das muß am tiefsten verstehen, wie es ein Nichts ist! Wenn Eltern für ihre eigenen Kinder ein Fest veranstalten, fordern sie wohl den frohen Gehorsam oder die Freude, welche schon der Gehorsam ist. Wenn sie aber für arme Kinder ein Fest veranstalten und alles dazu geben, ganz so als ob es für ihre eigenen Kinder wäre, so verlangen sie noch entschiedener und bestimmter die Freude, deren Geheimnis unbedingter Gehorsam ist.

Ganz so ist die Lilie und der Vogel allein „dem Herrn“ dienstbar, ohne einen Gedanken an irgend einen andern Herrn, und ohne einen einzigen Gedanken, der nicht für ihn wäre. Sie sind gehorsamer in seiner Hand als das schmiegsamste Gewächs in des Gärtners Hand, gehorsamer jedem seiner Winke als die an den Taubenschlag gewöhnte Taube ihrem Herrn ist. Alles, was Vogel und Lilie heißt,

gehört einem Herrn; aber jeder Vogel und jede Lilie dient nur diesem einen Herrn.

Darum ist der Vogel nie unschlüssig, obgleich es so aussehen könnte, wenn er hin und her fliegt. Es ist aber das Entgegengesetzte der Fall, ganz bestimmt, es geschieht vor lauter Freude: Es ist nicht der unsichere Flug der Unschlüssigkeit, es ist der leichte Schwung des vollen Gehorsams! Wohl wird der Vogel seines Aufenthaltsortes bald müde und fliegt weit weg; das ist aber nicht Wankelmüt, es ist gerade das Entgegengesetzte, es ist der feste und bestimmte Entschluß zum vollkommenen Ge-

69

horsam, selten mag eines Menschen Entschluß so bestimmt sein und so fest stehen. Wohl sieht man auch zuweilen einen Vogel sitzen und den Schnabel hängen lassen, er kann Sorge und Trauer haben, es ist aber nicht Trostlosigkeit. Nie ist der gehorsame Vogel ohne Trost und wesentlich ist sein Leben Sorglosigkeit, gerade weil es nur einem Herrn dient – was wiederum dem Vogel und dem Menschen am besten dient, dazu dient, ihn vor trostlosen Sorgen zu bewahren!

Wie sind denn die Lilie und der Vogel für uns Lehrmeister? Ganz einfach! Der Vogel und die Lilie dienen nur einem Herrn und, was dasselbe ist, sie dienen ihm ganz. So sei denn du wie die Lilie und der Vogel, diene auch du nur einem Herrn, diene ihm von ganzem Herzen, mit ganzem Gemüt und mit deiner ganzen Kraft – so bist du auch ohne Sorgen. Vornehmer als der Vogel und die Lilie bist du verwandt mit jenem Herrn (die Lilie und der Vogel sind nur wie die armen Kinder), aber in Gehorsam dienst du doch demselben Herrn, wenn du wie die Lilie und der Vogel ihm ganz dienst.

Der Christ hat diese Sorge nicht!

„Keiner kann zweien Herren dienen“, – oder, es gibt nur einen Herrn, dem man ganz dienen kann! Es ist nämlich nicht so mit der Wahl zwischen diesen zwei Herren, daß man, wenn man bloß den einen von zweien wählt und dann diesem einen dient, einerlei welchem von ihnen, daß man auf diese Weise nur einem Herrn dient. Nein, es gibt nur einen, der so Herr ist, ja „der Herr“ ist, daß man, wenn man ihm dient, einem Herrn dient. Das ist ja auch klar, daß, wenn es nur „einen Herrn gibt“, man nicht einem Herrn dient, wenn man nicht ihm dient. Daher ist es nicht wahr, daß derjenige, der es erwählte, dem Mammon ganz zu dienen, nur einem Herrn dient; denn gegen seinen Willen ist er doch in des andern Herrn, in „des Herrn“, Dienst. Erwählt ein Mensch einen andern Herrn

70

als Gott, so muß er Gott hassen; „denn er muß entweder den einen lieben und den andern hassen“, das heißt, wenn er den einen liebt, so haßt er den anderen. Aber wie sehr er auch Gott hasse, darum entgeht er doch nicht seinem Dienst – und dient dabei doch nicht dem einen Herrn! Es steht mit dem Dienst-Verhältnis eines Menschen zu Gott nicht wie mit dem Verhältnis eines dienenden Menschen zu einem andern Menschen, der aus seinem Dienste so weit wegläufen

mag, daß sein erster Herr ihn nicht greifen kann. Nein, derjenige Mensch, welcher es erwählte, ob es auch sein noch so verzweifelter fester Wille wäre – einem „anderen“ Herrn zu dienen als „dem Herrn“, der bleibt doch in zweier Herren Dienst. Und dieser Selbstwiderspruch gerade ist seine Strafe: das Unmögliche zu wollen, denn es ist unmöglich, zweien Herren zu dienen! Aber es ist auch nur da möglich, einem Herrn zu dienen, wo man es erwählt, ganz „dem Herrn“ zu dienen. Es sieht beinahe verführerisch aus, es ist, als wollte das Evangelium die menschliche Willkür (Wahlfreiheit) entfesseln, indem es sagt: Einen von den zwei mußt du wählen! O, aber hier eben ist der schreckliche Ernst der Ewigkeit gegenwärtig, um uns zurückzuhalten; denn nur den einen kannst du so wählen, daß du dadurch, daß du ihn wählst, einem Herrn dienst. Darum ist es nicht wahr, daß derjenige, der es bei sich selbst sich vorgenommen hat, zu zweifeln, nur einem Herrn, dem Zweifel, dient. Denn „zweifeln“ ist gerade, wie das Wort selbst darauf hinweist, mit sich selbst uneins, „entzweit“, sein. Auch das ist nicht wahr, daß derjenige, welcher – wie abscheulich es auch ist, – ganz eins mit sich wurde, ein Bösewicht werden zu wollen, nur einem Herrn, dem Teufel dient. Denn so wenig Einigkeit in einer Räuberhöhle ist, so wenig Einigkeit ist auch in einem Herzen, das eine Räuberhöhle ist. Wie wäre es denn auch möglich, in Uneinigkeit „einem“ Herrn zu dienen! Der Christ dient nur einem Herrn, „dem Herrn“, und er

71

dient ihm nicht nur, sondern er liebt ihn, er „liebt Gott seinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen Kräften“. Eben darum dient er ihm ganz; denn nur Liebe einigt ganz, einigt das Verschiedenartige in Liebe, und einigt hier den Menschen ganz mit Gott, der die Liebe ist. Liebe ist das festeste von allen Banden, denn sie macht den Liebenden eins mit dem Geliebten; fester kann kein Band binden, oder so fest kann kein Band binden. Und die Liebe, die Gott liebt, ist das Band der Vollkommenheit, das in vollkommenem Gehorsam den Menschen eins macht mit dem Gott, den er liebt. Und die Liebe, die Gott liebt, ist das „dienlichste“, das nutzbringendste Band, denn indem es einen Menschen allein in Gottes „Dienst“ festhält, erlöst es ihn vom Sorgen. Diese Liebe einigt einen Menschen, sie macht ihn ewig einig mit sich selbst und mit dem Herrn, der ein einiger Herr ist; und sie vereinigt den Menschen in Ähnlichkeit mit Gott. O seliger Dienst, so Gott allein zu dienen! Darum lautet es auch so feierlich, wenn wir es in einem Wort aussprechen; denn dieser Dienst ist ja „Gottes-Dienst“, des Christen Leben ist lauter Gottesdienst. So hoch trieb es der Vogel nie, daß man dessen Leben einen Gottesdienst hätte nennen können, so vollkommen im Gehorsam ward der Vogel niemals, ob er auch noch so gehorsam war!

So ist denn der Christ noch gehorsamer als der Vogel? Ja, das ist er auch! Der Vogel hat keinen andern Willen als Gottes Willen, der Christ aber hat einen andern Willen, den er im Gehorsam gegen Gott stets opfert, um so gehorsamer ist er.

Schweres, aber Gott wohlgefälliges und darum seliges Opfer! Man redet von sehr Verschiedenem, was der Mensch am meisten, am höchsten lieben kann: Sein Weib, sein Kind, seinen Vater, sein Vaterland, seine Kunst, seine Wissenschaft. Was aber jeder Mensch im Grunde am meisten liebt, mehr als sein einziges Kind, das Kind der Verheißung, mehr als seine

72

im Himmel und auf Erden einzige Geliebte, ist doch der eigene Wille. Darum sollst du an dein Kind nicht Hand legen – Gott ist nicht grausam –, deine Geliebte nicht verlassen – Gott ist nicht hartherzig! Es gibt etwas anderes, noch tieferes in dir, das zu deinem eigenen Heile dir genommen wird, und doch hältst du, zu deinem eigenen Schaden, nichts so fest und nichts hält so fest an dir (denn eher würde das Kind sich hineinfinden, geopfert zu werden, und das Mädchen, das Opfer zu werden) – als der eigene Wille. Sieh, der Vogel ist sogleich bei der Hand, um Gottes Willen zu gehorchen; aber erst von weitem her, in einem gewissen Sinne, kommt der Christ, der doch gehorsamer ist als der Vogel. Wessen Schnelligkeit ist denn auch größer, desjenigen, der an deiner Seite steht und im selben Augenblick sich bloß umzuwenden braucht; oder desjenigen, der aus der Ferne doch im selben Nu auf dem Platze ist? Der Vogel kommt, so schnell er kann, sobald Gott ihn ruft, Ehre ihm, es ist eine Freude, ihn anzusehen. Aber der Christ kommt unsäglich schneller, denn er kommt eben so schnell von dem her – seinen eigenen Willen aufzugeben!

Darum ist auch der Christ frei von Sorgen, niemals unschlüssig – er ist gläubig, niemals wankelmütig – er ist ewig-entschlossen, niemals trostlos – er ist allezeit froh, allezeit dankerfüllt! Daß Gehorsam der Weg dahin ist, hat er gelernt und lernt er von dem, der „der Weg“ ist, von ihm, der selber Gehorsam lernte und gehorsam war. Er war gehorsam in allem, gehorsam darin, alles aufzugeben (die Herrlichkeit, die er vor Grundlegung der Welt hatte), gehorsam, alles zu entbehren (auch das, woran er sein Haupt anlehnen konnte!), gehorsam, alles auf sich zu nehmen (der Menschheit Sünde), gehorsam, alles zu leiden (der Menschheit Schuld), gehorsam, sich allem im Leben zu unterwerfen, gehorsam im Tode.

So dient denn der Christ in vollkommenem Gehorsam nur einem Herrn. Wie der Vogel unaufhörlich zu des Schöpfers

73

Ehre singt, so ist des Christen Leben, oder er versteht es und gesteht es wenigstens, daß es so sein sollte, und schon dieses Verstehen, dieses Gestehen, ist eine Ehrenbezeugung. So lautet des Christen Leben wie ein Lobgesang zu Gottes Ehre, denn dieses Leben lauscht auf Gott in noch willigerer und seligerer Übereinstimmung als der Sphären Lobgesang. Dieses Leben ist der Lobgesang; denn Gott kann nur gelobt werden durch Gehorsam, am besten durch vollkommenen Gehorsam. Deshalb ist aber der Ton dieses Lobgesanges so hoch gestimmt und so tief gegriffen, weil der demütige und freudige Gehorsam nicht das preist, was ein Mensch versteht, sondern was er nicht versteht. Und deshalb ist das Instrument

dieses Lobgesanges nicht die Kindertrompete des menschlichen Verstandes, sondern die himmlische Posaune des Glaubens. Der Christ preist nur eins, und das in Gehorsam: daß Gott alles tut, und daß alles, was Gott tut, lauter Gnade und Weisheit ist. Eigentlich ist es denn auch eine Art Naseweisheit, eine Aufsässigkeit, die der Christ sich nie erlauben würde, so ohne weiteres Gott dafür zu danken, daß es so geschieht, wie man es selbst verstehen zu können meint, daß es einem dienlich und erfreulich ist. Widerfährt solches dem Christen, so dankt er wohl, er, der allezeit dankt; aber er ist dann gerade gegen sich selbst mißtrauisch und zweifelhaft, er bittet Gott um Vergebung, sollte er zu heftig danken, zu heftig, weil das, was geschah, nach seinem kindischen Begriff ihm dienlich und erfreulich schien. Darin nämlich besteht der eigentliche Lobgesang, die Hymne, das „hohe Lied“: mit freudigem und unbedingtem Gehorsam Gott loben, wenn man ihn nicht verstehen kann. Ihn zu preisen an jenem Tage, wo alles dir zuwider geht, wo es dir schwarz vor den Augen wird, wenn andere es dir vielleicht leicht beweisen könnten, daß es keinen Gott gibt – da, statt dich wichtig zu machen mit Beweisen, daß es einen Gott gibt, demütig zu beweisen, daß du glaubst, daß es einen Gott gibt und dies durch freudigen und unbedingten

74

Gehorsam beweisen – das ist der Lobgesang! Nicht ist der Lobgesang etwas Höheres als der Gehorsam, sondern der Gehorsam ist der einzige wahre Lobgesang; im Gehorsam ist der Lobgesang, und ist der Lobgesang Wahrheit, so ist er Gehorsam. In deinem Verhältnis zu einem Menschen kannst du, um dich seinem Willen zu fügen, etwas tun, was dir selbst wirklich zum Schaden gereicht, dich beraubt; wenn auch der Schade nie groß wird, da es dir selbst doch auch zum Segen gereicht, um eines anderen Willen ein Opfer zu bringen. Aber sollte das denn möglich sein, daß ich, durch Gehorsam in Gottes Willen mich selbst in irgend einer Weise schädigte – wo doch sein Wille mein einziger wahrer Gewinn ist! Wenn dem nun so ist, sollte da der Gehorsam nicht allezeit ein freudiger sein, sollte er sich noch einen einzigen Augenblick bedenken, freudig zu sein, da es doch einzig und allein mein Gewinn ist, der von mir verlangt wird!

Alle Geschöpfe loben Gott, indem sie seinem Wink gehorchen. Der Christ preist ihn mit einem noch vollkommeneren Gehorsam, mit freudigem Gehorsam auch dann, wenn er versteht, daß er Gott nicht versteht. Wo sollte denn da noch eine Tür offen gelassen sein, oder die Hintertür unbewacht bleiben, durch welche die Unschlüssigkeit oder der Wankelmut oder gar die Trostlosigkeit sich in des Christen Seele hineinschleichen könnte? Nein, keine Festung ist so sicher wie die des Glaubens! Bei jeder anderen Festung – selbst wenn der Feind keine Tür offen fände, keinen Steg gebahnt oder die Möglichkeit, einen zu bahnen – wird er doch durch gänzliches Abschneiden aller Verbindungen mit der Außenwelt, aller Zufuhr, sie zuletzt aushungern und zur Übergabe zwingen. Aber je mehr du dem Glauben alle Zufuhr von der Außenwelt abschneidest (der Unschlüssigkeit, des Wankelmutes, der Trostlosigkeit Zufuhr – ja, es entspricht bei ihm nichts

anderes der Zufuhr, die eine Festung von außen bedarf), desto sicherer ist die Festung, du irrst dich, wenn du meinst, daß

75

du sie angreifst, du befestigst sie nur. Es ist nur eine prunkende Unwahrheit, eine Festung eine kleine Welt für sich zu nennen. Aber die Glaubensfeste ist eine Welt für sich, und sie hat das Leben innerhalb ihrer Wälle; und wessen du am wenigsten bedarfst, ja, was dir am meisten schadet, ist alle Zufuhr von der Außenwelt. Schneide dem Glauben jede Verbindung mit der Außenwelt ab, hungere ihn aus – desto uneinnehmbarer wird er, desto reicher dessen Leben! Und beim Glauben in dieser Festung wohnt der Gehorsam.

Der Heide dagegen hat diese Sorge. Denn Heidentum ist eben Doppelheit, zwei Willen, Herrenlosigkeit oder, was dasselbe ist – Knechtschaft! Das Heidentum ist ein Reich, das mit sich selbst entzweit ist, ein Reich in lauter Aufruhr, wo der eine Tyrann den andern ablöst, wo aber doch keiner Herr ist. Das Heidentum – ein Gemüt in Aufruhr; mit des Teufels Hilfe wird des Augenblicks Teufel ausgetrieben, und es fahren sieben ärgere hinein! Das Heidentum ist, wie verschieden es sich auch äußert, im letzten Grunde Ungehorsam, der ohnmächtige, sich selbst widersprechende Versuch, zwei Herren dienen zu wollen! Dafür ist aber auch die Strafe: „Wehe dem Sünder, der auf zwei Wegen geht!“ In Einem gleichen alle Heiden einander, im Ungehorsam gegen „den Herrn“; und es gibt Eins, was kein Heide tut, er dient nicht einem Herrn. In allem andern versucht er sich vielleicht darin, einem Herrn dienen zu wollen, der doch nicht der Herr ist, ohne selbst Herr sein zu wollen, ja mehreren Herren dienen zu wollen – und je mehr er in dergleichen versucht wird, desto mehr wird dann sein letztes ärger als sein erstes war.

Zuerst ist der Heide unschlüssig. Solange er unschlüssig ist, sieht es aus, als sei noch nichts verschuldet, als hätte er noch die Möglichkeit, den einen Herrn zu wählen, als sei er ohne Sorge, und seine Unschlüssigkeit ernste Erwägung. Vielleicht meint er, daß, je länger der Mensch beim Erwägen verweilt,

76

desto ernster sein Entschluß werde. Vielleicht – wenn derselbe nicht ganz ausbleibt! Und man vergesse doch um alles nicht, daß es ein Etwas gibt, das keiner langen Überlegungen bedarf. So z. B. einer Geringfügigkeit gegenüber, da würde ein langes Überlegen doch ein sehr bedenkliches Zeichen sein! Solcher Geringfügigkeiten gibt es viele im Leben. Aber es gibt auch noch etwas, dem gegenüber langes Überlegen zu bedürfen ein sehr bedenkliches Zeichen ist: Gott gegenüber oder der Frage – Gott zu erwählen. Das Unbedeutende steht in keinem Verhältnis zu langem Überlegen und Bedenken. Hier aber ist das lange Überlegen so weit davon entfernt, Ernst zu sein, daß es im Gegenteil den Mangel an Ernst beweist, und sich dadurch als Unschlüssigkeit erweist. Denn es kann nicht heißen, daß ein Mensch, je länger er erwägt und überlegt, Gott desto näher kommt! Im Gegenteil, je länger das Überlegen wird, während die Wahl hinausgeschoben wird,

desto mehr entfernt er sich von Gott. Gott zu erwählen ist allerdings die entscheidendste und höchste Wahl; aber wehe dem Menschen, der hierzu langer Überlegungen bedarf, und wehe über ihn, je länger er ihrer bedarf! Denn gerade des Glaubens ungeduldige Entschlossenheit, sein unendlicher Drang, der von nichts anderem hören will, ist nicht nur der Wahl am nächsten, sondern am besten auf die Wahl vorbereitet. Derjenige, der die Gottlosigkeit verschuldete, es ganz ruhig sich vorstellen zu wollen, ob er nun Gott oder einen andern Herrn wählen soll, wird gewiß unschlüssig und zwar in dem Grad, daß er vermutlich nimmer da herauskommt! Wunderbar, man redet sonst davon, daß eine arme Familie schlimm daran ist, und es schwer hat, aus der Armut herauszukommen. Aber demjenigen, welcher in Unschlüssigkeit reich an Überlegungen geworden ist, wird es doch noch weit schwerer, aus diesem Reichtum herauszukommen. Denn Gott ist nicht wie etwas, das man im Kramladen kauft, oder wie ein Besitztum, bei dem man, nachdem man klug und

77

vorsichtig lange Zeit geprüft und gemessen und berechnet hat, sich davon überzeugt, daß es wert ist, gekauft zu werden! Die gottlose Ruhe eben, mit welcher der Unschlüssige sein Verhältnis zu Gott anfangen will (er will ja mit dem Zweifel anfangen!), sie gerade ist die Aufsässigkeit. Denn damit wird Gott vom Throne gestürzt, und hört auf, „der Herr“ zu sein! Wenn man dies getan hat, so hat man eigentlich schon einen andern Herrn gewählt, den Eigenwillen, und wird somit ein Knecht der Unschlüssigkeit!

Wenn nun die Unschlüssigkeit lange genug geherrscht hat, kommt der Wankelmut (Luc. 12,29.) zur Herrschaft. Es sah vielleicht eine Zeitlang aus, als berge die Unschlüssigkeit die Spannkraft der Wahl, diese Möglichkeit in sich. Die ist nun verzehrt, falls sie überhaupt vorhanden war, des Heiden Seele ist abgespannt, da wird offenbar, was die Unschlüssigkeit eigentlich in sich birgt. In der Unschlüssigkeit ist noch eine Macht, um die Gedanken niederzuhalten; die Unschlüssigkeit macht wenigstens einen Versuch, selbst Herr im Hause zu sein, sie selbst setzt die Gedanken zusammen. Nun ist aber die Herrenlosigkeit der Gedanken vollends zur Herrschaft gekommen, oder des Augenblickes Einfall. Der Einfall herrscht auch im Verhalten zur Frage über die Wahl Gottes. In einem augenblicklichen Einfall scheint es dann dem Heiden, daß es doch richtig wäre, Gott zu erwählen, dann aber wiederum etwas Anderes, etwas Drittes zu wählen. Aber diese Bewegungen, welche in sich nichts bedeuten, erhalten auch hintennach keine Bedeutung, hinterlassen keinerlei Spur, außer der vermehrten Indolenz und Abgespanntheit. Wie bei der Trägheit des stehenden Wassers eine Blase trägt aufsteigt und leer zerplatzt, so treibt der Wankelmut Blasen in lauter Einfällen ohne Ende.

Nachdem der Wankelmut lange genug geherrscht und selbstverständlich, wie alle ungöttlichen Herrscher, das Blut ausgesogen und entnervt hat, kommt die Trostlosigkeit zur Herrschaft. Dann

wünscht der Heide den Gedanken an Gott am liebsten ganz los zu werden. Er möchte nun in die Leere der Weltlichkeit versinken, um dort Vergessenheit zu suchen, Vergessenheit für den gefährlichsten, weil den erhebensten, von allen Gedanken, den – an Gott erinnert zu werden, für Gott zu existieren. Was ist denn wohl gefährlicher für denjenigen, der sinken will, als alles, was erheben will! So meint er nun, seinen Schmerz verwunden, alle Einbildungen verscheucht, und sich zu trösten gelernt zu haben. O ja, wahrhaftig, gleich wie wenn der Tiefgesunkene, um sich zu „trösten“ (entsetzliche Trostlosigkeit!) zu einem Menschen sagt, bei dessen Anblick er an etwas Höheres erinnert wird: Laß mich nur für das gelten, was ich bin! So geht das Licht des Geistes aus, ein einschläfernder Nebel hängt sich über seine Augen, er mag gar nichts mehr; und doch wünscht er nicht zu sterben, er lebt auf seine Weise. O entsetzliche Auflösung, ärger als die des Todes, lebendig zu vermodern, ohne Kraft, um auch nur über sich selbst und seinen Zustand zu verzweifeln. So geht des Geistes Licht aus, und der Trostlose wird unsinnig geschäftig in allerhand Dingen, wenn ihn nur nichts dabei an Gott erinnert. Er plagt sich von morgens bis abends, sammelt Geld, macht Pläne, macht Umsätze – ja, wenn du mit ihm sprichst, wirst du ihn nur vom „Ernst des Lebens“ reden hören! O schauerlicher Ernst, dann wäre es beinah noch besser, den Verstand zu verlieren!

Was ist denn Trostlosigkeit? Nicht so sehr des Schmerzes wildester Schrei, nicht die Vermessenheit der Verzweiflung, so fürchterlich das auch ist, ist Trostlosigkeit. Sondern jene in ausgestorbener Stille getroffene Übereinkunft mit sich selbst, daß alles Höhere verloren ist, während man doch noch leben kann, wenn nur nichts einen daran erinnert, – das ist Trostlosigkeit. Auch nicht das, trostlos zu trauern, sondern das, zu trauern ganz aufgehört zu haben, ist Trostlosigkeit. Gott so verlieren zu können, daß man ganz und gar gleichgültig ge-

worden ist und doch auch das Leben nicht unerträglich findet, das ist Trostlosigkeit. Und das ist zugleich die entsetzlichste Art von Ungehorsam, entsetzlicher als jeder Trotz; nicht Gott zu hassen, nicht ihn zu verwünschen ist so entsetzlich als ihn so zu verlieren, oder, was dasselbe ist, so sich selbst zu verlieren. Eine Kleinigkeit so zu verlieren, daß man sie nicht aufheben mag, nun, das ist vielleicht in der Ordnung. Aber sein eigenes Selbst so zu verlieren (d. i. Gott zu verlieren!), daß man sich auch nicht bücken mag um es aufzuheben, oder so, daß es einem ganz entgeht, daß man es verloren hat – o entsetzliches Verderben! Es ist doch ein unendlicher Unterschied nicht nur zwischen dem, was man verliert, sondern auch zwischen dem, wie man verliert! Gott so zu verlieren, daß die Reue unmittelbar darnach in Zerknirschung nacheilt, um das Verlorene einzuholen; Gott so zu verlieren, daß man sich an ihm ärgert, sich gegen ihn auflehnt oder gegen ihn seufzt; Gott so zu verlieren, daß man darüber verzweifelt – aber Gott so zu verlieren, als wäre er nichts, und als bedeute das nichts!! – –

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken, der mit im Evangelium war und mit in der Rede sein soll. Der Vogel gehorcht in der Weise Gott, daß es noch zweifelhaft ist, ob dies nicht eins ist mit dem Eigenwillen. Der Christ verleugnet sich in der Weise, daß dies eins ist mit dem Gehorsam gegen Gott. Der Heide ist in der Weise eigenwillig, daß es ewig offenbar wird, wie er Gott nicht gehorcht! Der Vogel hat keinen Eigenwillen aufzugeben; der Christ gibt den eigenen Willen auf; der Heide gibt Gott auf! Der Vogel hat Gott weder gefunden noch verloren; der Christ gewann Gott und hält ihn für sein alles; der Heide verlor Gott und hält ihn für nichts! Der Vogel dient nur einem Herrn, den er nicht kennt; der Christ dient nur einem Herrn, den er liebt; der

80

Heide dient dem Herrn, der Gottes Feind ist! Der Vogel gehorcht sogleich, sobald Gott ruft; der Christ ist noch gehorsamer; der Heide kann Gott nicht einmal anrufen, denn es ist, als wäre niemand da, um angerufen zu werden. Des Vogels Gehorsam dient zur Ehre Gottes; des Christen Gehorsam noch vollkommener zur Ehre Gottes; des Heiden Ungehorsam ehrt nicht Gott, er dient zu nichts – als dazu, hinausgeworfen zu werden, wie das Salz, das seine Kraft verloren hat.

# II

## Stimmungen im Leidenskampfe.

### 3 ausgewählte Christliche Reden.

Motto K's:

„Lauschen will ich einem Spruch  
mit meinem Ohr, mein Rätselwort  
hervorbringen unter Zitherspiel.“

Ps. 49,4 (Grundtext).

# I.

## Das Freudige darin, daß man nur einmal leidet, aber ewig siegt.

Derjenige, der einen Zweck erreichen will, muß auch die Mittel dazu wollen. Aber, nicht wahr, damit wird angenommen oder eingeräumt, daß er auch weiß, was er will. Wenn das angenommen ist, so halten wir ihn bei „den Mitteln“ fest, indem wir sagen, „dann mußt du auch die Mittel wollen“. Manchmal ist es vielleicht notwendig, noch weiter zurück zu gehen, und zu sagen, „derjenige, der etwas will, muß zuvörderst wissen, was er will, das ist sich selbst verstehen hinsichtlich dessen, was er will.“ Für den Ungeduldigen, der sogleich seine Absicht erreichen will, scheint es sehr umständlich, noch an die Mittel denken zu müssen, die zu brauchen sind. „O, über diese tötende Langsamkeit, den Anfang so weit zurück zu legen: Derjenige, der etwas will, muß auch wissen, was er will, muß sich selbst verstehen hinsichtlich dessen, was er will!“

Ebenso nun im Verhältnis zu dem, was ja die Aufgabe der erbaulichen Rede ist, zu erbauen, oder richtiger im Verhältnis zu dem, erbaut zu werden! Es gäbe vielleicht einen, der nur oberflächlich erbaut werden wollte, und der, wenn er sich die Zeit dazu nehmen würde, zu verstehen, was er will, oder sich die Zeit dazu nehmen würde, daß man es ihm erklären könnte – sehr bedenklich werden würde und nun am liebsten davon befreit werden möchte, sich „erbauen“ zu lassen! Mißverständnis

84

kommt öfters vor im Leben. Ein Mensch kann heftig, leidenschaftlich, ja hartnäckig etwas begehren, dessen nähere Beschaffenheit er gar nicht kennt, und dessen nähere Beschaffenheit vielleicht gerade das Entgegengesetzte von dem ist, was er erwartete! So ist es mit dem Erbaulichen, das wahrhaftig an und für sich ein Gut ist, und deshalb fordern darf, daß der Einzelne, der erbaut werden will, dabei sich selbst verstanden hat, damit er nicht leichtsinnig-, weltlich-, gedankenlos-wünschend das Erbauliche eitel nehme – und sich dann bedanke, wenn er erfährt, was es ist!

Was ist nämlich das Erbauliche? Die erste Antwort darauf, was das Erbauliche ist, lautet: Es ist das Entsetzende! Das Erbauliche ist nicht für den Gesunden, sondern für den Kranken, nicht für den Starken, sondern für den Schwachen. Für den vermeintlich-Gesunden und -Starken muß es sich deshalb zuerst als das Entsetzende erweisen! Der Kranke findet sich selbstverständlich da hinein, in der Behandlung des Arztes zu sein. Aber für einen Gesunden wäre es doch entsetzlich zu entdecken, daß er einem Arzt in die Hände geraten sei, der ihn ohne weiteres als Kranken behandelte. Ebenso mit dem Erbaulichen, das zuerst das Ent-

setzende ist: Für den Nicht-Zerknirschten ist es zuerst das Zerknirschende! Wo es gar nichts Entsetzliches gibt, und gar kein Entsetzen, da gibt es auch gar nichts Erbauliches, und gar keine Erbauung! Es gibt Vergebung der Sünde, das ist erbaulich, das Entsetzliche dabei ist, daß es Sünde gibt. Und die Größe des Entsetzens in der Innerlichkeit des Schuldbewußtseins steht im Verhältnis zur Größe der Erbauung. Es gibt Heilung für jeden Schmerz, Sieg in jedem Kampf, Erlösung in jeder Gefahr, das ist erbaulich. Das Entsetzliche ist, daß es dabei Schmerz, Kampf, Gefahr gibt; und die Größe des Entsetzenden und des Entsetzens entspricht hierin der des Erbaulichen und der Erbauung.

So tief liegt das Erbauliche! Es ist in Hinsicht auf das Finden des Erbaulichen wie bei jenem künstlichen Brunnenbohren,

85

wo man viele, viele Faden graben muß – dann springt allerdings auch der Strahl um so höher! Zuerst muß man achtgeben und genau hinsehen, um das Entsetzende zu finden. Denn das Entsetzende ist im Verhältnis zum Erbaulichen wie die Wünschelrute im Verhältnis zum Quellsprudel. Wo die Rute sich neigt, das ist die Quelle im Boden; und wo das Entsetzliche ist, da ist das Erbauliche nahe im Grunde. Wenn man nun, nachdem man achtgegeben hat, um das Entsetzende zu finden, wiederum achtgibt, so findet man das Erbauliche!

So sicher ist das Erbauliche seiner selbst, so voll von Vertrauen zu sich selbst! Man soll das Entsetzen nicht fürchten, als hinderte es die Erbauung, man soll es nicht weichmütig fern halten, in der Hoffnung die Erbauung um so behaglicher zu machen. Denn mit dem Entsetzen hört eben auch die Erbauung auf. Aber andererseits, gerade im Entsetzen ist die Erbauung! So siegreich ist das Erbauliche, daß das, was auf den ersten Blick dessen Feind scheinen konnte, zur Voraussetzung für dasselbe gemacht wird, zum Diener, zum Freund. Wie die Heilkunst siegreich die Schwierigkeit überwindet, Gift in ein Heilmittel zu verwandeln, ebenso, aber viel herrlicher, wird im Erbaulichen das Entsetzen in Erbauung verwandelt!

Also verhält es sich auch mit dem, was der Gegenstand dieser Rede ist. „Man leidet nur einmal“ – das läßt sich so schnell sagen, es lautet beinahe leichtsinnig, wie ja auch in der Welt das leichtsinnige Wort oft gehört wird: „Genieße das Leben, man lebt nur einmal!“ Aber um das Erbauliche zu finden, muß man zuerst das Entsetzende finden, und somit sich hier Zeit lassen, zu verstehen, daß ja in diesem Wort die tiefste Lebensbetrachtung enthalten ist. „Man leidet nur einmal“ – das ist, wie wenn man von einem sagt, er war nur einmal in seinem Leben krank, nur einmal unglücklich – das heißt, sein ganzes Leben hindurch! Sieh, jetzt fängt die Erbauung im tiefsten Sinne an! Aber irdische Scharfsinnigkeit und Ungeduld,

86

und weltliche Sorge, die weltliche Heilung sucht, dürfen nicht das Unmögliche verlangen, daß man ihnen zur Erbauung reden könnte, wenn man über das

Christliche reden soll. Denn das Christliche fängt eigentlich eben dort an, oder das eigentlich Christliche fängt überhaupt erst an, wo die menschliche Ungeduld dasselbe, was sie von wirklichen Leiden auch zu beklagen gehabt hätte, unendlich vergrößert finden würde – durch den Trost, ja – durch den Trost zum Verzweifeln! Denn weltlich ist der christliche Trost viel mehr zum Verzweifeln als das schwerste irdische Leiden und das größte zeitliche Unglück! Da fängt die Erbauung an, die "christliche" Erbauung, die nach ihm benannt wird, unserm Herrn und Erlöser; denn auch er litt „nur einmal“ – aber sein ganzes Leben war Leiden!

So laßt uns denn reden über:

Das Freudige darin, daß man nur einmal leidet, aber ewig siegt!

Man leidet nur einmal, aber man siegt ewig. Insofern siegt man ja auch „nur einmal?“ Ganz gewiß! Doch ist der Unterschied unendlich, nämlich der, daß des Leidens "einmal" der Augenblick ist, des Sieges – die Ewigkeit. Des Leidens "einmal" ist deshalb, wenn es vorbei ist – „keinmal“, des Sieges „einmal“, in einem andern Sinn, auch – „keinmal“, denn es ist nie vorbei. Des Leidens „einmal“ ist ein Übergang oder ein Durchgang, das des Sieges ein ewig wählender Sieg!

Des Leidens „einmal“ ist der Augenblick, oder man leidet nur einmal. Ob das Leiden siebzig Jahre währt, es ist nur einmal; ob das eine Mal die siebenmal siebzimal ist, so ist es doch nur einmal! Denn die Zeitlichkeit selbst, die ganze, ist der Augenblick; ewig verstanden, ist die Zeitlichkeit der Augenblick, und der Augenblick ewig verstanden – nur „einmal“! Vergeblich will die Zeitlichkeit sich wichtig machen, die Augenblicke zählen, sie zählen und zusammenzählen – wenn das Ewige wird

87

herrschen dürfen, kommt sie nie weiter, wird nie zu mehr, als zum „einmal“. Die Ewigkeit ist nämlich der Gegensatz. Sie ist nicht der Gegensatz zu einem einzelnen Augenblick in der Zeitlichkeit (das ist sinnlos!), sie ist der Gegensatz zur ganzen Zeitlichkeit. Und sie setzt sich mit den Kräften der Ewigkeit dem entgegen, daß die Zeitlichkeit zu mehr würde! Wie Gott zum Wasser sagte: „Bis hierher und nicht weiter“, so sagt die Ewigkeit zur Zeitlichkeit: „Bis hierher und nicht weiter. Du bleibst, so lange du auch währst, der Augenblick, weder mehr noch weniger; dafür stehe ich, die Ewigkeit, ein, oder dazu zwingen ich, die Ewigkeit, dich.“ So wenig die Schmarotzerpflanze, so lange sie auch zu wachsen fortfährt, und wieweit sie sich auch längs der Erde ausbreitet, je in die Höhe wächst, so wenig wird die Zeitlichkeit, wie lange sie auch währt, zu etwas mehr als der Augenblick und das eine Mal – wenn die Ewigkeit herrscht! Darum sagt der Jüngling, der an des Lebens Anfang steht, mit demselben Recht wie der Greis, der am Lebensende steht, und das Zurückgelegte überschaut – man leidet nur einmal. Mit demselben inneren Recht, nämlich in Kraft des Ewigen, aber nicht mit derselben persönlichen Wahrheit, ob die Aussage auch gleich wahr ist. Denn der

Jüngling sagt, was wahr ist, aber der Greis hat das wahr gemacht, was doch schon ewig wahr ist. Es ist dabei nur der Unterschied, den man aber in diesen Zeiten oft genug übersehen hat: Über all' diesem Beweisen und abermaligen Beweisen hat man ganz vergessen, daß das Höchste, was ein Mensch vermag, das ist – eine ewige Wahrheit wahr zu machen, das selbst zu bewahrheiten, was wahr ist – indem man es tut, indem man selbst der Beweis ist mit einem Leben, das vielleicht auch andere wird überzeugen können! Hat auch wohl Christus sich je darauf eingelassen, die eine oder die andere Wahrheit zu beweisen, oder überhaupt die Wahrheit zu beweisen? Nein, aber er machte die Wahrheit wahr, oder er machte das wahr, daß er die Wahrheit ist!

88

Man leidet nur einmal. Aber es geht wie bei jener Schmarotzerpflanze, die längs der Erde kriecht, und wenn du auf sie achtgibst, jeden Augenblick die Neigung hat, in die Höhe zu wachsen, und deshalb, wenn sie unterwegs etwas findet, woran sie sich emporwinden kann, in die Höhe kriecht oder sich die Höhe erschwindelt! Also möchte auch die Zeitlichkeit, wenn sie in ihrem schleichenden Gange etwas findet, woran sie sich anklammern kann, mit fremder Hilfe hinaufkriechen, um etwas zu sein! Ja, mit fremder Hilfe, und doch nein, nicht mit fremder Hilfe; denn geschieht das, wird also die Zeitlichkeit zu etwas, so geschieht es mit Hilfe desjenigen Menschen, zu dessen Unglück es mit ihm geschieht! Wenn der Mensch seine Kraft nicht vom Ewigen holt, und nicht durch Gemeinschaft mit dem Ewigen Kraft erhält, die Zeitlichkeit niederzuhalten – so stiehlt ihm jene seine Kraft, und mit dieser gestohlenen Kraft wird sie (die Zeitlichkeit) zu einem ungeheuren Etwas, sie wird seine Ungeduld, seine Verzweiflung, vielleicht sein Untergang! Hochmut schlägt seinen eigenen Herrn; aber die Zeitlichkeit ist ebenso undankbar, sie wird etwas, indem sie der Ewigkeit Kraft einem Menschen stiehlt – und zum Entgelt bei ihm bleibt und ihn zu ihrem Sklaven macht. Ach, da erfährt der Mensch viel über den „Augenblick“, größer und größer werden die Zahlen, mit denen er rechnet – o, und diese selbe Rechenaufgabe ist doch nur „einmal eins“ ( $1 \times 1 = 1$ , nicht mehr!), wenn die Ewigkeit wird herrschen dürfen! Nun ist solch ein Tag im Leiden lang, ein Monat fürchterlich lang, ein Jahr quälend lang, nicht zum Aushalten, zum Verzweifeln. Jetzt erinnert man sich dieses Males und jenes Males und abermals jenes Males, und schließlich so vieler Male, daß keiner ein Ende oder einen Anfang der vielen Leidensfälle weiß. Aber hatte denn der Herr des Weinberges nicht Recht, da er, dem Übereinkommen gemäß, den Arbeitern gleich großen Lohn auszahlen ließ, obwohl sie zu verschiedener Zeit zur Arbeit berufen worden waren, hatte er nicht – ewig verstanden!

89

– Recht; denn ewig verstanden hatten sie nur einmal gearbeitet? Diejenigen Arbeiter, welche sich beklagten, als geschehe ihnen Unrecht, mußten also von der Zeitlichkeit etwas erfahren haben, was nicht ewig wahr ist; und darin lag ja eben

ihr Fehler, sie waren es, die da Unrecht hatten und nicht der Herr. Der Herr ist die Ewigkeit, vor dem kein Zeitunterschied existiert, vor dem die Zeitlichkeit nur das eine Mal ist; der gleiche Lohn ist wiederum das Ewige. Deshalb hatte keiner Grund zu klagen, denn im Verhältnis zu dem Ewigen ist nur ein Übereinkommen möglich, das für alle Menschen gleiche. Und im Verhältnis dazu, den Lohn der Ewigkeit zu erhalten, hat einer nicht länger gearbeitet, weil er in der dritten Stunde berufen wurde, nicht länger als derjenige, der in der elften Stunde berufen wurde.

O du Leidender, du hörst ja jeden Abend den Zuruf: „Gebt acht auf Licht und Feuer!“ Du hörst vielleicht auch bisweilen den Zuruf: „Kaufe aus die Zeit!“ Lieber noch wollte ich dir und mir zurufen: „Gib um alles darauf acht, die Zeitlichkeit mit Vorsicht zu brauchen, noch vorsichtiger als Feuer und Licht, damit sie dir nie mehr werde als das „eine Mal!““ Laß dich nie ein mit der fürchterlichen Aufgabe, mit der doch niemand, der sie angriff, je fertig wurde – die Augenblicke und die Male zählen zu wollen! Gib um alles in Einem fort darauf acht, den „Bruch der Zeit zu kürzen mit Hilfe des Ewigen“, in welchem stets alle Augenblicke „aufgehen“, und so, daß sie werden – nur „einmal!“ Laß nie diesen erbaulichen Trost fahren, „man leidet nur einmal“; wehre dich damit, das heißt mit dem Ewigen, daß du nie in deinem Leben dazu kommst, mehr als einmal zu leiden! Denn, nicht wahr, einmal, o, das kann doch ein Mensch noch aushalten, aber sobald er zweimal leiden soll – so ist die Ungeduld zur Stelle. Ist das nicht so, war es nicht gerade die Ungeduld, die ihn lehrte, daß er zum zweiten Mal litt? Mit Hilfe der Ewigkeit leidet man nur einmal! Wenn nun der Abend kommt, so laß dieses Tages Leiden ver-

90

gessen sein, damit, wenn am nächsten Tage dasselbe Leiden anfängt, du dennoch nur einmal leidest. Und wenn das Jahr herum ist, so laß dieses Jahres Leiden vergessen sein, damit, wenn im nächsten Jahr dasselbe Leiden anfängt, du dennoch nur einmal leidest. Wenn deine letzte Stunde gekommen ist, so laß dieses Lebens Leiden vergessen sein – ja, nicht wahr, so ist es vergessen, du littest nur einmal! Wer du auch bist, fühlst du dich noch so schwer gefesselt in des Leidens lebenslänglicher Einschränkung – ach! wie ein gefangenes Tier in seinem Käfig – sieh, dieser Gefangene geht jeden Tag rund um seinen Käfig, mißt der Ketten Länge, um sich Bewegung zu machen! Also miß auch du die Länge deiner Fesseln, indem du zum Gedanken an den Tod und an die Ewigkeit schreitest, dann bekommst du „Bewegung“, um aushalten zu können, und du bekommst Lebenslust. Leide geduldig; aber alles, alles, was sich darüber sagen läßt, geduldig zu leiden, ist eigentlich und ist wesentlich enthalten in diesem einen Wort: Laß die Ewigkeit dir dazu helfen, nur einmal zu leiden!

Des Leidens einmal ist keinmal. Es ist wie das Sprichwort sagt: „Einmal ist keinmal.“ Ob es wahr ist in Betreff dessen, wovon das Sprichwort redet, entscheide ich nicht. Es ist wohl möglich, daß das Sprichwort nicht wahr ist, und

doch ist das wahr, was das Sprichwort sagt – ein Sprichwort ist ja keine ewige Wahrheit, und redet nur von dem Zeitlichen. Es ist ewig gewiß, und nie kann es sich so deutlich und entscheidend zeigen, daß „einmal keinmal“ ist, als wenn das Verhältnis ist: Zeitlichkeit zu Ewigkeit! Was sind wohl siebzig Jahre gegen eine Ewigkeit! Und in der Ewigkeit wird es sich zeigen, daß all' dieses Leiden, dieses „Einmal“ keinmal ist! Man wird gar nicht an den Seligen merken können, daß sie gelitten haben, was sie gelitten haben, an gar nichts wird man das merken können. Alle Tränen werden von jenem Auge abgewischt sein, das jetzt freudestrahlend leuchtet. Jeder Verlust wird

91

in jenem Herzen gestillt sein, das nun selig alles besitzt und es dort besitzt (o, selige Eigentumssicherheit!), dort, wo nichts die Freude nehmen kann, dort, wo die Heiligen selig sagen: "Einmal ist keinmal!"

Nur die Sünde ist des Menschen Verderben, nur die Sünde hat die Macht, einen Menschen so zu zeichnen, daß es nicht sogleich, oder ganz, ja so, daß es vielleicht nie verschmerzt wird in der Ewigkeit. Alles Leiden der Zeitlichkeit dagegen – dessen „Einmal ist keinmal.“

Des Leidens Einmal ist ein Übergang, ein Durchgang. Du mußt durch denselben hindurch, und währt er auch so lange wie das Leben, und ist er auch schwer wie ein Schwert, das durch dein Herz geht – es ist doch nur ein Durchgang! Es ist nicht also, daß es das Leiden ist, welches durch dich hindurchgeht, du gehst durch dasselbe – ewig verstanden – unversehrt hindurch! Es sieht in der Zeitlichkeit und in ihrem Sinn so fürchterlich aus, es sieht durch eine Augenverblendung aus, als ob das Leiden durchbohrend durch dich ginge, so daß du in demselben umkommst, statt daß du es bist, der durch dasselbe geht. Das ist eine Augenverblendung! Es ist, wie wenn im Schauspiel der eine Schauspieler den andern tötet; es sieht täuschend aus, als ob er ihn durchbohre – doch wir alle wissen ja, daß es sich nicht so verhält, daß er kein Haar auf seinem Haupte krümmt. Aber nicht unversehrt geht der gemordete Schauspieler heim, und nicht unversehrt trat Daniel aus der Löwengrube heraus, und nicht unversehrt gingen die Drei aus dem feurigen Ofen hervor — als eines Gläubigen Seele in die Ewigkeit eingeht, unversehrt von allen Leiden der Zeitlichkeit, unversehrt vom Tode! Denn alles Leiden der Zeitlichkeit ist Blendwerk, und der Tod selbst, ewig verstanden, ein Komödiant. So wenig wie Motten und Rost den Schatz der Ewigkeit verzehren können (und was ist wohl unmöglicher!), so wenig wie ein Dieb ihn stehlen kann – ebenso wenig vermag alles Leiden der Zeitlich-

92

keit, wie lange es auch währe, im Geringsten die Seele zu schädigen. Das vermag weder Krankheit noch Mangel und Not, weder Kälte und Hitze – was sie auch immer verzehren! Das vermag weder Verleumdung noch Verhöhnung oder Kränkung oder Verfolgung, was sie auch uns stehlen und rauben mögen! Das vermag nicht der Tod!

Des Leidens Einmal ist ein Durchgang, welcher gar keine Spur auf der Seele hinterläßt; oder noch herrlicher, es ist ein Durchgang, der läuternd die Seele reinigt, so daß die Reinheit die Spur bleibt, die der Durchgang hinterläßt. Denn wie Gold im Feuer geläutert wird, also die Seele im Leiden! Aber was raubt das Feuer dem Golde? Ja, es ist eine wunderliche Redensart, das rauben zu nennen – es „raubt“ dem Golde alle unedlen Bestandteile! Was verliert denn das Gold im Feuer? Ja, es ist eine wunderliche Redensart, das „verlieren“ zu nennen – das Gold verliert im Feuer alles Unedle, das heißt, das Gold gewinnt im Feuer! Also ist es mit allem zeitlichen Leiden, dem schwersten, dem langwierigsten: ohnmächtig in sich selbst vermag es nichts zu nehmen – und wenn der Leidende die Ewigkeit in sich herrschen läßt, so nimmt es das Unreine, das heißt, es gibt die Reinheit.

Die Sünde ist des Menschen Verderben! Nur der Sünde Rost kann die Seele verzehren – oder sie ewig verderben. Denn das ist ja das Merkwürdige, woraus schon jener einfältige Weise des Altertums die „Unsterblichkeit“ der Seele beweist, daß es mit der Krankheit der Seele, der Sünde, nicht so ist wie mit der Krankheit des Körpers, welche den Körper tötet! Die Sünde ist auch kein Durchgang, durch den man einmal hindurch muß, denn vor ihr soll man zurückweichen. Die Sünde ist nicht „der Augenblick“, sondern ein ewiger Abfall von dem Ewigen. Darum ist sie nicht einmal, ihr „einmal“ also unmöglich keinmal. Nein, wie zwischen jenem reichen Mann in der Hölle und dem armen Lazarus in Abrahams Schoß eine gähnende Kluft be-

93

festigt war, also ist auch ein klaffender Abstand zwischen Leiden und Sünde! Laßt uns beides nicht verwirren, so daß die Rede über das Leiden vielleicht weniger freimütig würde, weil sie auch an die Sünde erinnerte, und diese weniger – freimütige Rede dummdreist-frech würde, insofern sie so von der Sünde redete! Gerade darin zeigt sich das Christliche, daß es diesen unendlichen Unterschied macht zwischen dem, was man verwirrend „das Böse“ nennt, und zwischen dem Bösen. Gerade darin besteht das Christentum, in Betreff dieser Zeit Leiden stets freimütiger und freimütiger, siegreicher und siegreicher zu reden. Denn christlich verstanden, ist die Sünde einzig und allein das Verderben!

Man leidet nur einmal, aber man siegt ewig. Laß mich dir diesen Unterschied veranschaulichen! Es gibt irgendwo hier im Lande in einer Kirche ein Kunstwerk, das den Engel darstellt, der Christus den Leidenskelch reicht. Während du nun das Bild betrachtest, so macht es auf dich den Eindruck, den der Künstler hervorbringen wollte; du verlierst dich in diesem Eindruck, denn so war es ja, er wurde ihm gereicht, der Leidenskelch! Aber wenn du einen ganzen Tag vor dem Altar sitzen bliebest, um dieses Bild anzuschauen, oder wenn du es Jahr aus Jahr ein jeden Sonntag betrachtetest: nicht wahr, wie andächtig du dich auch allezeit seiner Leiden erinnertest, ihn dabei bittend, dich stets an dieselben zu erinnern – nicht wahr, es wird ein Augenblick kommen, wo sich alles unendlich für dich verändert, wo das Bild sich wie selig in sein Gegenteil umwandelt. Da wirst du zu

dir selbst sagen: „Nein, so lange währte es doch nicht; der Engel fuhr doch nicht immer fort, ihm den Kelch zu reichen; er nahm ihn doch willig aus des Engels oder gehorsam aus Gottes Hand – er hat ihn ja geleert, den Leidenskelch, denn was er litt, das litt er einmal, aber er siegt ewig!“ – Denke ihn dir dagegen in seinem Siege; ja, wenn irgend ein Künstler das darstellen könnte, wie lange du auch sitzen bliebest, ob du

94

auch jeden Sonntag andächtig dies Bild betrachtetest, würde wohl der Augenblick je kommen, wo du zu dir selbst sagtest: „Nein, das währt doch zu lange, das nimmt ja kein Ende?“ O nein, Gott sei gelobt, dies gerade ist ja das ewig Selige, daß sein Sieg nie ein Ende findet! Doch ist sein Sieg nur einmal, wie sein Leiden nur einmal war. Aber des Sieges „einmal“ ist die Ewigkeit, des Leidens „einmal“ – der Augenblick! Es kann gewiß Ungeduld sein, die es nicht aushalten kann, das Bild anzusehen auf dem ihm der Kelch gereicht wird; aber es kann auch der Glaube sein, der sich also nicht ungeduldig abwendet, sondern gläubig das Siegesbild dem Leidensbilde unterschiebt!

O du Leidender, wer du auch seist, wenn du jeden Tag mit Gott anfängst, damit, daß du ihn bittest, dir Geduld zu geben, diesen Tag zu leiden – so bitte ihn auch jeden Tag, dich zu erinnern, daß man nur einmal leidet! Ein Christ bittet im Vaterunser um das tägliche Brot – heute! Man denkt wohl zunächst, daß dieses Gebet für den Armen ist, dessen Aufgabe es ist, mit dem täglichen Brot der Armut auszukommen. O aber du, der du vielleicht von deinem Lebensanfang an und für dein ganzes Leben so reichlich ausgestattet wurdest mit Leiden im Überfluß, auch für dich ist dieses Gebet erfunden! Für dich ist die Aufgabe die umgekehrte und doch dieselbe: Auszukommen mit dem täglichen Brote des Leidens, damit du einst bei deines Lebens Ende, – wie der Arme sagt: „Ich schlug mich doch durch und empfing das Tägliche“, – auch sagen könntest: „Ich schlug mich doch durch und empfing das Tägliche“. Der Arme schlägt sich durch, wehrt sich gegen die Armut, findet das Tägliche. Es ist vielleicht schwerer, durch des Leidens Überfluß sich mit dem Täglichen durchzuschlagen, aber dies ist die Aufgabe! Nimm dir auch noch folgendes recht zu Herzen. Bedenke, daß, wenn ein Mensch sein ganzes Leben hindurch im ungestörten Genuß aller Erdengüter gelebt hätte, bedenke, daß er alsdann

95

im Augenblick des Todes sich an nichts zu erinnern hätte, an gar nichts, um des Erinnerns ungeheurer Zukunft entgegen zu gehen! Denn der Genuß ist im Augenblick das Angenehme, aber dies eignet sich nicht, gerade wie das leere Augenblickliche, für die Erinnerung, und existiert ganz und gar nicht für ein ewiges Erinnern. Dagegen ist keine Erinnerung seliger und es gibt nichts Seligeres zu erinnern, als Leiden, die in Gemeinschaft mit Gott überstanden sind; dies ist das Geheimnis der Leiden. Also entweder siebenzig Jahre jeden möglichen Genusses, und nichts, nichts für eine Ewigkeit (entsetzlichste aller Entbehrungen, wie auch

die langwierigste!); oder siebzig Jahre im Leiden und dann eine Ewigkeit seligen Erinnerns. Selig ist es, sich der im Bunde mit Gott überstandenen Leiden zu erinnern! Am seligsten allerdings, sich unverschuldeter Leiden für eine gute Sache zu erinnern, wie ja der Herr sagt: „Wenn die Menschen Euch schmähen und allerlei Böses über Euch sagen und daran lügen, so preist Euch dann selig!“ Ja, selig so zu leiden, seligste Erinnerung! Dies gilt aber von jedem Leiden, das im Bunde mit Gott getragen wird; es ist selig, sich dessen in der Ewigkeit zu erinnern. Man leidet nur einmal, aber man siegt ewig. Wunderbar, wie das sich umkehrt! Denn die Langwierigkeit, die der Zeitlichkeit anzugehören scheint, die siebzig Jahre, – wenn die Zeitlichkeit niedergehalten wird, ist nur „einmal“. Dann kehrt sie aber wieder in der Ewigkeit, wo es in der Länge „langwährend“ und dauernd selig sein wird, sich dieses „einen Males“ zu erinnern!

## II.

# Das Freudige darin, daß die Trübsal einem die Hoffnung nicht raubt, sondern schafft.

Wunderliches Gewerbe, auf diese Weise Hoffnung zu erwerben! Ist es nicht ebenso wunderbar, wie wenn ein Kaufmann dadurch reich würde, daß keiner in seinen Laden kommt, oder daß ein Reisender dadurch zu seiner Bestimmung käme, daß einer ihm einen verkehrten Weg zeigt? Man klagt oft darüber, daß das Leben so unbedeutend, so nichtssagend sei, ja gänzlich der Unterhaltung entbehre: Ich meine, daß in diesem einen Gedanken Unterhaltung genug für eine Ewigkeit ist! Man klagt so oft darüber, daß das Leben so leer sei, so einförmig, daß es einen zerstreut mache: Ich meine, daß in diesem einen Gedanken Spannung genug vorhanden ist für eine Ewigkeit! Ein Dichter stellt gern in seinen Erzählungen eine verummte Person dar, die im entscheidenden Augenblick sich als etwas ganz anderes erweist, als sie zu sein schien. Ich meine in diesem Betracht, aller Dichter Erfindungen zusammengenommen sind einem Kinderspiel gleich gegenüber der von der Ewigkeit erfundenen Verummung, daß es nämlich die Trübsal sein soll, die es übernimmt, einem Hoffnung zu schaffen! Oder kommt es denn in irgend einem Märchen, in irgend einem Gedicht vor, daß einer, der böse sein soll (und doch im Grunde gut ist!), so schrecklich aussieht wie „Trübsal!“ und daß es dennoch die Trübsal ist,

98

die Hoffnung schafft? Kann ein Räuber über die Wirkung seines Stoßes sicherer sein, wenn er gerade ins Herz zielt, als „das Ziel der Trübsal“ der Hoffnung ans Leben zu gehen scheint? Und doch ist es gerade die Trübsal, die Hoffnung schafft! Wunderbar, sie gibt nicht Hoffnung, sondern sie schafft Hoffnung. Nicht in einem entscheidenden Augenblick wirft also die Trübsal die Verkleidung von sich und sagt: „Ich wollte dich nur schrecken, hier hast du die Hoffnung“ – nein, sie schafft erst Hoffnung! Also das ist es, woran sie die ganze Zeit über, die sie dauerte, arbeitete; mit aller Langsamkeit arbeitete sie einzig und allein daran, dem Leidenden die Hoffnung zu verschaffen.

Ja, laß uns so recht von Herzen darüber staunen! Hat man etwas in unserer Zeit vergessen, so ist es dies, – zu staunen, sich zu verwundern, darum auch – zu glauben, zu hoffen und zu lieben! Das Höchste wird verkündigt, das Wunderbarste, aber keiner verwundert sich! Es wird verkündigt, daß es Sündenvergebung gibt, aber keiner sagt: „Das ist unmöglich!“ Kaum wendet sich jemand geärgert ab und sagt: „Es ist unmöglich.“ Noch weniger sagt das einer in Verwunderung oder

so, wie derjenige, der es doch nicht fahren lassen will, sondern wie ein unglücklich Liebender diese Aussage lieb hat, an die er doch nicht glauben darf! Ja, noch weniger sagt es einer, der gerade daran glaubt und dessen Reue in stille Trauer gemildert und alsdann zu seliger Freude verklärt wurde, einer, der nun seinen unaussprechlichen Dank Gott darbringt und seine Seele damit erquickt, daß er glücklich ein Mal über das andere wiederholt: „Es ist unmöglich, es ist unmöglich!“ O selige Erquickung, wenn der, der der Verzweiflung nahe war, weil es unmöglich schien, nun daran glaubt, glücklich daran glaubt, aber in der Verwunderung seiner Seele fortfährt zu sagen: „Es ist unmöglich!“ Sieh, wir wissen ja alle, was von einem Manne erzählt wird, der eine Geschichte gehört hatte, über die alle lachten, als sie erzählt

99

wurde, wie über sie aber jetzt keiner lachte, als er sie erzählte, weil er das Wichtigste ausgelassen hatte. Denke dir aber einen Apostel in der Jetztzeit, einen Apostel, der die Geschichte des Wunderbaren wohl richtig zu erzählen versteht, denke dir seine Betrübnis, oder des heiligen Geistes Betrübnis in ihm! Wenn er nun sagen müßte: „Es ist keiner da, der sich verwundert, sie hören so gleichgültig zu, als wäre es das Allergleichgültigste, als gäbe es keinen, den es angehe, keinen, dem es wichtig, ungeheuer wichtig wäre, ob es möglich oder unmöglich, ob es so oder so, ob es wahr oder ob es eine Lüge ist!“

So laßt zum Anfang darüber uns verwundern, daß die Trübsal Hoffnung schafft, laßt die Seele zur Verwunderung gestimmt werden, laßt uns ausrufen, wie der Psalmist seiner Seele zuruft: „Wacht auf, Psalter und Harfe wacht auf!“ und laßt uns dann reden über:

Das Freudige darin, daß die Trübsal einem die Hoffnung nicht raubt, sondern schafft!

Wollte man mit einem Wort das Eigentümliche des Lebens in der Kindheit und Jugend bezeichnen, so würde man wohl sagen müssen, es ist ein Traumleben! Wie oft, um bloß dies zu nennen, wird es nicht von einem Erwachsenen wiederholt, jenes wehmütige Wort: „Sie schwanden dahin, der Kindheit und der Jugend Träume!“ Sie schwanden – wahrscheinlich weil der Träumer verschwand, fortblieb; denn wie sollte es wohl Träume geben, wenn es keinen Träumer mehr gibt? Aber mit welchem Recht nennen wir das ein Traumleben; dann bezeichnen wir also das Kind und den Jüngling als Schlafende, als Nachtwandler? In einem andern Sinn ist ja das Kind wach, wie kein Erwachsener es ist, seine Sinne für jeden Eindruck offen, das Kind ist eitel Leben und Bewegung, lauter Aufmerksamkeit so lange der Tag währt. Und der Jüngling ist wach wie ein Erwachsener es kaum ist, sein Sinn ruhelos früh und spät, in Leidenschaft bewegt, so daß er öfters kaum

100

einschlafen kann. Und doch ist das Leben der Kindheit und das Leben der Jugend ein Traumleben, denn das Innerste, das, was im eigentlichsten Sinne der Mensch

ist – schlummert! Das Kind ist ganz nach außen gekehrt, seine Innerlichkeit Nach-außen-Gekehrtheit und insofern ganz wach: Aber für einen Menschen ist gerade das, ewig nach innen gekehrt zu sein in Innerlichkeit, – wach sein, also träumt das Kind! Es träumt sich sinnlich zusammen mit allem, so daß es sich ja mit dem Sinneneindruck verwechselt. Der Jüngling ist im Verhältnis zum Kinde in sich gekehrter, aber in Phantasie; er träumt, oder es ist ihm als träumte alles um ihn herum. Derjenige dagegen, der im Ewigkeitssinn in sich gekehrt ist, er faßt nur, was des Geistes ist, und ist gegenüber dem Begriffe von Fleisch und Blut, von Zeitlichkeit und Phantasie, wie ein Schlafender, ein Abwesender, ein Gestorbener; in ihm wacht der Geist, das Niedere schläft: darum ist er wach!

Aber derjenige, der träumt, muß ja geweckt werden. Und je tiefer das ist, was da schlummert, oder je tiefer es schlummert, desto wichtiger ist es, daß es geweckt werde, und desto stärker, lauter muß es ja geweckt werden. Wenn nichts den Jüngling weckt, so wird dieses Leben im Mannesalter fortgesetzt. Er glaubt allerdings dann nicht mehr zu träumen, in einem gewissen Sinne tut er es auch nicht mehr; er spricht vielleicht verächtlich von den Jugendträumen, aber dies zeigt es gerade, daß sein Leben verfehlt ist. Er ist in gewissem Sinne wach, doch ist er nicht im ewigen oder tiefsten Sinne wach. Also ist sein Leben etwas weit Geringeres als dasjenige des Jünglings, es ist verächtlich; denn er ist ein unfruchtbarer Baum geworden oder wie ein Baum, der ausgegangen ist, während das Jugendleben wahrlich nicht zu verachten ist. Das Leben der Kindheit und Jugend ist die Blütezeit, aber im Verhältnis zu einem Baume, der Frucht tragen soll, ist ja doch auch die Blütezeit eine Unreife. Wohl sieht es wie ein Rückgang aus, wenn der

101

Baum, der einst nackt dastand, darauf voller Blüten war, seine Blüten abwirft, – es kann aber auch ein Fortschritt sein. Schön ist die Blütezeit, und schön ist im Kinde und Jünglinge die blühende Hoffnung; das ist aber dennoch eine Unreife! So kommt denn die Trübsal, um den Träumenden zu wecken, die Trübsal, die wie ein Sturm die Blüten abreißt, die Trübsal, die dennoch die Hoffnung nicht raubt, sondern schafft!

Wo ist dann die Hoffnung? Ist sie im einherfahrenden Sturmwetter der Trübsal? O nein, so wenig Gottes Stimme im einherfahrenden Wetter war, sondern im leisen Sausen! So ist die Hoffnung, der Ewigkeit Hoffnung, wie ein leises Sausen, wie ein Flüstern im Innersten des Menschen, nur zu leicht zu überhören. Aber was will denn die Trübsal? Sie will dieses Flüstern im Innersten hervorbringen! Aber arbeitet denn die Trübsal sich selbst nicht entgegen, muß nicht eben ihr Sturm diese Stimme übertäuben? Nein; die Trübsal kann jede irdische Stimme übertäuben, und das soll sie gerade, aber diese Ewigkeitsstimme da drinnen kann sie nicht übertäuben. Oder umgekehrt! Es ist die Stimme der Ewigkeit da drin, die gehört werden will, und um sich Gehör zu schaffen, braucht sie der Trübsal Lärm. Wenn nun mit Hilfe der Trübsal alle ungehörigen Stimmen zum Verstummen gebracht sind, so kann sie gehört werden, diese Stimme dadrinnen!

O du Leidender, wer du auch seist, laß dir's doch sagen! Man meint immer, daß die Welt, die Umgebung, die Umstände, die Verhältnisse es sind, die einem im Wege stehen, im Wege zum Glück, zu Freude und Frieden. Und im Grunde ist es allezeit der Mensch selbst, der sich im Wege steht; der Mensch selbst, der zu sehr zusammenhängt mit der Welt und der Umgebung und den Umständen und den Verhältnissen, so daß er nicht zu sich selbst, nicht zur Ruhe, nicht zum Hoffen kommen kann. Er ist stets zu sehr nach außen gekehrt, statt nach innen gekehrt zu sein; darum ist alles, was er sagt, nur „wahr“ in

102

der Art eines Sinnenbetruges. Der Mensch selbst unterhält die Verbindung mit den Feinden und die Verbindung ist – jugendliches Hoffen!

„Aber die Trübsal raubt einem diese Hoffnung!“ Ja, nicht wahr, das hast du selbst genugsam erfahren, wenn du die Beziehung zu dieser doppelsinnigen Erfahrung noch nicht aufgegeben hast. Du hofftest, daß, wenn es dir auch diesmal nicht glückte, so doch das nächste Mal, wenn nicht dieses, so doch jenes. Du hofftest, zum Ersatz für deine vielen Mißerfolge doch das nächste Mal eine kleine Aufmunterung zu bekommen. Du hofftest, daß es doch möglich wäre, daß eine unerwartete Hilfe käme, wie sie doch für denjenigen kam, der achtunddreißig Jahre gichtbrüchig gelegen hatte, seinem Heil so nahe, daß stets nur ein anderer vor ihm hineinkam. Du hofftest, da du alle anderen Freunde aufgegeben hattest, doch zuletzt auf den Freund – aber die Trübsal blieb!

Denn die Trübsal schafft gerade Hoffnung! Sie gibt nicht Hoffnung, aber sie schafft Hoffnung! Es ist der Mensch selbst, der sie erwirbt, die Ewigkeits-Hoffnung, die in ihn versenkt ist, verborgen in seinem Innersten – aber die Trübsal schafft sie. Denn die Trübsal hindert ihn erbarmungslos (ja, in kindischem Sinn erbarmungslos!) irgend eine andere Hilfe oder Linderung anzunehmen; die Trübsal zwingt ihn erbarmungslos (ja in jugendlichem Sinn erbarmungslos!) alles andere fahren zu lassen; die Trübsal nimmt ihn erbarmungslos (ja, im Sinn der Unreife erbarmungslos!) in die Schule, recht gründlich in die Schule, damit er lernen möge, das Ewige zu ergreifen und sich an das Ewige zu halten. Die Trübsal hilft nicht direkt, sie ist nicht in der Lage, daß sie die Hoffnung erwirbt oder kauft und sie dem Menschen schenkt. Sie hilft abstoßend, und kann auch nicht anders, gerade weil die Hoffnung im Menschen selbst ist. Die Trübsal predigt „Erweckung“. Ach, denn die Menschen sind leider oft genug nur allzu abgehärtet, so daß wenig

103

genützt ist mit dem Entsetzen durch mächtige Gedanken. Die Trübsal kann sich besser verständlich machen; ihre Beredsamkeit ist nicht nur einmal schlagend, wie ein Witz es ist, sondern sie übt dieselbe Schlag auf Schlag, sie hat sie in sich, wie man das von einem Stock sagt, es ist eine fortdauernde Eigenschaft bei ihr. Die Menschen wollen lieber die direkte Mitteilung haben als Versicherung und abermalige Versicherung; das ist so bequem – und am bequemsten, daß nichts

daraus wird! Die Trübsal dagegen kennt keinen Spaß. Wenn die Trübsal dieses ihr Werk beginnt, Hoffnung zu schaffen, sieht es einen Augenblick ebenso unsinnig aus, wie wenn einer einen Bettler überfallen, ihm den Revolver vor die Brust halten und ihn anschreien wollte: „Dein Geld!“ Ach, denn der Leidende ist ja gerade im Begriff, an der Hoffnung (der jugendlichen nämlich!) beinahe zu verzweifeln, die er am liebsten festhalten möchte, – und nun überfällt ihn die Trübsal und fordert von ihm – Hoffnung (– der Ewigkeit nämlich!). Die Trübsal ist kein Gratulant, der mit der Hoffnung als Geschenk kommt, die Trübsal ist die Härte, die grausam (ja in kindischem Sinn grausam!) zum Leidenden sagt: „Ich werde dir wohl Hoffnung schaffen!“ Wie es aber immer im Leben geht, daß derjenige, der aus Pflicht hart sein muß, niemals anerkannt wird, daß keiner sich die Zeit nimmt, in ihn sich hineinzusetzen, wie ausgezeichnet er auch das Seine tut, ohne sich durchs Seufzen und Weinen oder von einschmeichelnden Bitten rühren zu lassen: Also geht es auch der Trübsal, die stets stiefmütterlich behandelt wird! Aber so wenig der Arzt sich darum kümmert, daß der Kranke vor Schmerzen schimpft und tobt und nach ihm schlägt: so wenig kehrt sich die Trübsal daran; Gott sei Dankt sie kehrt sich nicht daran – sie schafft Hoffnung. Wie das Christentum gerade aus all' der Verkennung, der Verfolgung und dem Unrecht, welche die Wahrheit leiden muß, den Beweis zieht, daß es eine Gerechtigkeit geben muß (o, wunderliche Schlußfolgerung!), so ist im Äußersten der Trübsal, wenn sie

104

am fürchterlichsten drückt, dieser Schluß, dieses „ergo“ enthalten: ergo gibt es eine Ewigkeit zu hoffen!

Denke dir mit einfacher Einfassung in einem heimlichen Behälter verborgen, in welchem der kostbarste Schatz niedergelegt ist, – eine Feder, auf die gedrückt werden muß, aber die Feder ist versteckt, und der Druck muß eine gewisse Kraft haben, so daß ein zufälliger Druck nicht genügt. Also ist die Ewigkeitshoffnung in des Menschen Innerem verborgen, und die Trübsal ist der Druck. Wenn auf die versteckte Feder gedrückt wird, stark genug gedrückt wird, so zeigt sich der Inhalt in seiner ganzen Herrlichkeit.

Denke dir ein Samenkorn, in die Erde hineingestreut, was bedarf es, wenn es wachsen soll? Zuerst Platz, es muß Platz haben, darnach Druck, der Druck gehört dazu – das Sprießen ist gerade das sich Platzschaffen durch einen Widerstand hindurch! Also ist der Ewigkeit Hoffnung ins Innere des Menschen eingesenkt. Aber die Trübsal schafft Platz, indem sie alles andere beiseite schafft; alles Provisorische, alles was am Zeitlichen hängt, muß im Menschen zur Verzweiflung gebracht werden – also ist der Druck der Trübsal das Hervorlockende!

Denke dir, was ja auch so der Fall ist, ein Tier, das eine Waffe hat, um sich zu wehren, die es aber nur in Lebensgefahr braucht: Also ist der Ewigkeit Hoffnung im Innersten des Menschen, die Trübsal aber ist die Lebensgefahr!

Denke dir ein kriechendes Tier, das doch auch Flügel hat, die es brauchen kann, wenn es zum Äußersten gebracht wird, zum täglichen Gebrauch findet es das nicht der Mühe wert, sie zu benützen! Also ist die Ewigkeitshoffnung in des Menschen Innerstem; er hat Flügel, er muß aber zum Äußersten gebracht werden, um sie zu entdecken, oder um sie zu erhalten, oder um sie zu brauchen!

Denke dir einen arg verstockten Verbrecher, den das Gericht weder durch Klugheit, noch durch gute Worte zum Geständnis

105

bringen kann, dem es aber auf der Folterbank das Geständnis abzwängt: Also ist die Ewigkeitshoffnung in des Menschen Innerstem. Der natürliche Mensch will ungern, o so ungern, auf ein Geständnis eingehen. Hoffen, wie das Kind, der Jüngling, das will er wohl. Aber das Hoffen im Ewigkeitssinne ist durch eine ungeheuer schmerzhaft Anstrengung bedingt, der der natürliche Mensch sich im Guten niemals unterwirft. Denn ein Mensch wird mit Schmerzen geboren, aber wiedergeboren zum Ewigen wird er vielleicht mit noch größeren Schmerzen – doch bedeutet das Schreien in beiden Fällen gleich wenig, da es eben das Unterstützende ist! Also muß die Trübsal hinzukommen, um das Geständnis, der Hoffnung Geständnis zu erzwingen! Oder denke dir einen hartnäckigen Zeugen, der keine Zeugenaussage ablegen will, (und jeder Mensch soll ja „ein Zeuge“ sein und von dem Ewigen Zeugnis ablegen!). Die Trübsal läßt ihn nicht los, weil er sich weigert, die Aussage abzulegen, sie erhöht ihm die Geldbuße von Tag zu Tag, bis er das Zeugnis ablegt. Oder denke dir, wie man es in Märchen liest, – eine böse Frau, die guten Rat weiß, aber boshafter Weise stets verkehrten Rat gibt – wenn sie nun auf den Scheiterhaufen kommt, alsdann kommt auch das rechte Wort heraus! Also ist der Ewigkeit Hoffnung in des natürlichen Menschen Innerstem vorhanden, er will aber nicht sein eigenes Wohl, darum will er nicht heraus mit dem Richtigen, er will es kaum von einem anderen gesagt haben, noch weniger mag er es selbst aussprechen, bis die Trübsal ihn erlöst, indem sie es ihm abzwängt!

Auf diese Weise schafft die Trübsal Hoffnung! Soll darnach aber die Trübsal wieder aufhören, ist das Ganze nur eine schmerzhaft Operation? Nein, das ist nicht nötig! Wenn die Trübsal einmal das erreicht hat, was die Ewigkeit durch dieselbe bezwecken will, dann ordnet das Verhältnis sich von selbst. Der Druck bleibt, er gibt sich aber umgekehrt stets als Hoffnung zu erkennen, er setzt sich in Hoffnung um: Im Grunde ver-

106

borgen ist der Druck, das Offenbarwerdende ist die Hoffnung. Das liegt ja im Gedanken selber: Ein Druck kann drücken, aber das „Drücken“ kann auch das „Heben“ bedeuten. Du siehst den Wasserstrahl, wie er sich hoch in die Luft erhebt, du siehst nicht den Druck, oder daß dieses ein Druck ist und durch einen Druck geschieht.

Der Druck ist es, der niederdrückt, der Druck ist es aber auch, der erhöht! Nur denjenigen kann die Trübsal niederdrücken, der sich nicht ewig helfen lassen will; denjenigen, der geholfen haben will, drückt die Trübsal in die Höhe! Nur demjenigen kann die Trübsal die Hoffnung rauben, der der Ewigkeit Hoffnung nicht haben will; demjenigen, der diese Hoffnung haben will, schafft die Trübsal dieselbe!

Also ist es mit der Trübsal! Es gibt im Leben nur eine Gefahr, die entschieden den Untergang mit sich bringt, das ist die Sünde; denn die Sünde ist des Menschen Verderben! Die Trübsal, ja ob sie auch so entsetzlich sei, wie kein Mensch sie je erlebt hat, die Trübsal schafft Hoffnung!

### III.

## Das Freudige darin, daß du, je ärmer du bist, desto reicher andere machen kannst.

Es gibt viele Wege zum Reichtum. Und ob es nun einem Menschen glückt, einen von diesen vielen Wegen zu gehen, um reich zu werden, oder ob es ihm nicht glückt, gleichviel – in der Welt wird doch immer viel darüber geredet und ist hinreichende Kenntnis von diesen vielen Wegen vorhanden. Aber der Weg zu dem Reichtum – und das ist doch wahrlich der höchste Reichtum – andere reich machen zu können, der Weg zum Reichtum, indem einer selbst arm wird, dieser Weg, der doch „der Weg“ ist, wird selten besprochen, betreten, angepriesen! Ach, in der Welt ist es beinahe, als sei er nicht vorhanden, in der Welt hat man ja auch keine Vorstellung davon, daß das eben Reichtum ist, nicht selber reich zu werden oder zu sein, sondern andere reich machen zu können!

Und doch ist jener wunderliche Weg zum Reichtum wirklich vorhanden! Man versteht das aber, wenn man in Erzählungen und Märchen liest, wie derjenige, der sich in eine Räuberhöhle hineingewagt hat, bei jedem Schritt, den er macht, in Angst sein muß, daß nicht irgend eine heimliche Falltür verborgen angelegt ist, durch welche er in einen Abgrund hinunterstürzen kann. Man versteht das, wenn der Unglaube oder die Furchtsamkeit ihre Lehre von des Lebens Unsicherheit vortragen –

108

denn man ist nur zu sehr geneigt, an die Möglichkeit eines Unterganges zu glauben! Daß aber das Leben, daß die Existenz mit Hilfe der Ewigkeit selig gesichert ist, daß gerade in der Gefahr eine Falltür, ein Schwungbrett, – zum Aufrichten verborgen ist: Daran glaubt man nicht! Gerade wenn ein Mensch am nächsten dran ist zu verzweifeln, so gibt es eine Stelle, auf die er treten soll (und in der Verzweiflung ist er so nah als möglich dahin gebracht, auf dieselbe zu treten) – und alles verändert sich unendlich. Er geht dann wohl denselben Weg, aber umgekehrt: Statt voller Sorge darüber zu seufzen, daß er den Weg der Armut, der Niedrigkeit, des Verkanntseins, der Verfolgung geht, geht er freudig diesen selben Weg; denn er glaubt und versteht glaubend, daß je ärmer er wird, desto reicher kann er andere machen.

Wird hier denn auch nicht vom Wege zum Reichtum geredet, so wollen wir doch reden über:

Das Freudige darin, daß du, je ärmer du wirst,  
desto reicher andere machen kannst.

Es ist ein innerer Unterschied, der alles unendlich verändert, ob der Leidende besorgt fortfahren will, mit starrem Blick darauf hinzustieren, wie arm er geworden ist, wie gering, wie verkannt; oder ob er, der alles Irdischen beraubt ist, darüber hinwegsehen will, und nun seine Lage von der schönen, ja der seligen Seite ansieht. Gilt es schon für den Künstler, daß er, wenn er einen Einäugigen darstellen soll, ihn von der Seite zeichnet, auf der er das Auge hat, – sollte da nicht der schwer-Leidende über das Schwere hinwegsehen wollen, um auf das Selige hinzublicken? Äußerlich gibt es allerdings dabei keine Veränderung, der Leidende bleibt auf derselben Stelle, in derselben Lage; und doch ist eine Veränderung da, des Wunders Ver-

109

änderung, des Glaubens Zeichen. Von der einen Seite gesehen ist es der Arme, der immer ärmer und ärmer wird; von der andern Seite gesehen ist es der Arme, der je ärmer er wird, andere desto reicher macht – im Äußeren ist es aber immer derselbe Mensch!

Laß uns nun in der Rede also vorgehen, laß uns zuerst den Unterschied zwischen Reichtum und Reichtum erklären (dem irdischen – dem geistigen), und was aus diesem Unterschiede für den Besitzenden folgt; um alsdann zu verstehen, daß man gerade arm sein muß, um andere reich zu machen, und daß ein Mensch, je ärmer er also wird, andere desto reicher machen kann.

Jedes irdische oder weltliche Gut ist an sich selbstisch, neidreich, sein Besitz voller Mißgunst, es muß auf die eine oder andere Weise andere ärmer machen. Denn was ich habe, kann ein anderer nicht haben, je mehr ich habe, desto weniger muß ein anderer haben. Der „ungerechte Mammon“, ohne daß hier deshalb davon die Rede ist, daß wir ihn in ungesetzlicher Weise erwerben oder besitzen – und mit diesem Wort könnten wir ja meinetwegen jedes irdische Gut bezeichnen, auch weltliche Ehre, Macht usw. ist in sich selbst ungerecht – tut Unrecht. Er kann an und für sich nicht von allen gleichmäßig erworben oder besessen werden, denn soll der eine viel haben, so muß notwendigerweise ein anderer wenig haben, und was der eine hat, kann der andere unmöglich haben. Ferner, all die Zeit und all der Fleiß, all die Fürsorge und Bekümmerung der Gedanken, die darauf verwandt wird, irdisches Gut zu erwerben oder zu besitzen, ist selbstsüchtig; man hat in einem jeden solchen Augenblick keine Gedanken für andere, sondern arbeitet in einem jeden solchen Augenblick selbstsüchtig für sich selbst, oder selbstsüchtig für einige wenige andere. Ob ein Mensch auch gern bereit ist, von seinem irdischen Gut mitzuteilen – jeden Augenblick, in welchem er damit beschäftigt ist, es zu erwerben oder bei dessen Besitz verweilt, ist er selbstsüchtig wie dasjenige, was er besitzt oder erwirbt.

110

Anders verhält es sich mit Geistesgütern (*Anm.: Hier im religiösen Sinne von „geistlichen Gütern“. 1. Kor. 12,1*). Ein Geistesgut ist schon nach seinem Begriff – Mitteilung, Gemeingut, sein Besitz mitfühlend, es ist an und für sich Mitteilung.

Wenn ein Mensch Glauben hat, so hat er dadurch wahrlich anderen nichts genommen, im Gegenteil (ja es ist sonderbar und doch ist es so) damit, daß er Glauben hat, hat er (sogar abgesehen von dem, was er direkt tut um anderen etwas mitzuteilen!) für alle anderen gearbeitet; während der Zeit, wo er arbeitete, um selbst Glauben zu erlangen, hat er auch für alle anderen gearbeitet. Denn das ganze Geschlecht und jeder einzelne im Geschlecht nimmt daran teil, daß einer Glauben hat. Indem er Glauben hat, drückt er das rein-Menschliche aus oder das, was jedes Menschen wesentliche Möglichkeit ist. Sein Glaubensbesitz mißgönnt wahrlich anderen nichts, wie ja doch des Reichen Geldbesitz eine Art Mißgunst ist, da er denselben dem Armen genommen hat, welcher letztere ihn vielleicht wiederum dem Reichen mißgönnt. Denn Neid und Mißgunst ist auf beiden Seiten, da irdischer Reichtum in sich selbst Mißgunst ist. Nein, der Glaubende hat niemand etwas genommen, er besitzt im Glauben nichts zu Beneidendes; und keiner kann ihm denselben mißgönnen, eher sollte jeder sich mit ihm freuen. Denn der Glaubende besitzt nur was jeder Mensch besitzen kann; und je größer sein Glaube ist, desto deutlicher wird jenes für alle Menschen gemeinsamen Eigentums Herrlichkeit und Seligkeit, auf seine Möglichkeit gesehen. Wenn ein Mensch die Liebe hat – soll ich nun sagen, ja selbst wenn er sie über alle Maßen hätte? Nein, dieses Steigern in der Rede wäre ja verkehrt! Es könnte wohl scheinen, daß, in je höherem Grade er dieses Gut, die Liebe, hat, desto mehr hätte er andere berauben müssen; doch ist es gerade umgekehrt, in je höherem Maße er die Liebe hat, desto weiter ist er davon entfernt, anderen etwas genommen zu haben.

111

Also, ob ein Mensch über alle Maßen die Liebe hat, so hat er damit keinem etwas genommen, er hat im Gegenteil damit für alle anderen gearbeitet (sogar davon abgesehen, was er anderen aus Liebe wirklich tut!); während der ganzen Zeit, in der er gearbeitet hat, um selbst die Liebe zu erwerben, hat er für alle anderen gearbeitet. Ob wir auch einen Augenblick noch von der Anwendung absehen, die er von seiner Liebe macht, so hat er sie schon beim bloßen Besitz nicht für sich selbst; denn das ganze Geschlecht, und jeder einzelne im Geschlecht, nimmt daran teil, daß er Liebe hat. Wenn ein Mensch die Hoffnung hat, der Ewigkeit überschwengliche Hoffnung, damit hat er keinem andern Menschen das Geringste genommen, damit im Gegenteil für alle gearbeitet. Denn daß ein Mensch die Hoffnung hat, oder daß es einen Menschen gibt, der die Hoffnung hat, das ist für alle anderen Menschen eine viel freudigere Nachricht, weil es eben eine viel beruhigendere Nachricht ist, als es z. B. für alle die anderen Segler ist, die auf dasselbe Ziel hinsteuern, daß der eine es erreicht hat! Im Verhältnis zu den Seglern nämlich können für jeden einzelnen zufällige Umstände den Ausschlag geben, und „die anderen“ Segler sind nicht durch eine wesentliche Möglichkeit Teilnehmer an dem Glück des einen Seglers. Daß es aber einen Menschen gibt, der Hoffnung hat, oder jedesmal, wenn es einen Menschen gibt, der Hoffnung hat,

dies ist entscheidend für alle, daß sie nämlich dieselbe auch haben können! Hier gilt es, einer für alle und alle für einen. Also sind die Geistesgüter an und für sich wesentlich Mitteilung, deren Erwerb, deren Besitz an und für sich eine Wohltat gegen andere. Wer diesen Gütern nachstrebt oder sie besitzt, tut darum nicht nur sich selbst wohl, sondern er erweist allen eine Wohltat, er arbeitet für alle, sein Streben, diese Güter zu erwerben, ist an und für sich unmittelbar andere bereichernd. Denn in ihm, wie die Zuschauer es mit dem Helden im Schauspiel tun, erblicken die anderen sich selbst. Dies ist die Mensch-

112

lichkeit (humane Art) der geistigen Güter, im Gegensatz zur Unmenschlichkeit (inhumanen Art) der irdischen Güter. Denn was ist „Menschlichkeit“? Die menschliche Gleichheit oder Gleichmäßigkeit! Selbst in dem Augenblick, wo es den größten Anschein hat, daß er beim Erwerben dieser Güter nur für sich selbst arbeitet, ist er mitteilend; das liegt an den Gütern selbst, deren Wesen, deren Besitz ist Mitteilung. Du erwirbst nicht bloß dir selbst die Hoffnung dadurch, daß du sie erwirbst, sondern dadurch, daß du sie erwirbst (o, seliger Erwerb!), bist du mitteilend, denn sogar schon unmittelbar ist die Ewigkeitshoffnung Mitteilung. Du besitzest nicht bloß die Hoffnung, sondern schon dadurch, daß du sie besitzest (o, seliger Besitz!), bist du mitteilend, erweist du anderen eine Wohltat.

O, wie ist doch von Anfang bis zu Ende des Himmels Segen mit diesen Geistesgütern! Denn – „ich werde nicht müde, dasselbe zu wiederholen“, und der Gedanke erscheint mir so selig, daß er nicht oft genug wiederholt werden kann; es wäre ja auch nicht zu oft, wenn eines Menschen Leben, täglich eine Wiederholung dieses Gedankens sein würde. Während die irdischen Güter an sich mißgünstig sind (o, welch' großer Spielraum für zufällige Möglichkeiten, welche Unsicherheit!) ob nun auch zufälligerweise ein solcher in ihrem Besitz ist, der wohltätig sein will, – und während nur allzuoft der Besitzer versucht wird, ebenso mißgünstig zu werden wie die Güter – sind die Geistesgüter dermaßen ein Segen, daß deren Besitz (ohne daß wir irgend von dem Gebrauch reden, den der Besitzer von ihnen macht!) anderen zum Segen, zur Mitteilung wird. Wie es unmöglich ist, die Luft zu hindern selbst durch die dicksten Mauern einzudringen, ebenso unmöglich ist es, für sich selbst in selbstsüchtigem Sinn, die Geistesgaben zu besitzen. Das liegt – und das ist ja eben das ewig Beruhigende – das liegt, wenn wir so sagen dürfen, nicht einmal am Besitzer, es liegt vielmehr an den Gütern selbst, sie sind Mitteilung; wenn es auch wohl von

113

selbst folgt, daß, wenn der Besitzer nicht der Entsprechende ist, er auch nicht die Geistesgüter wirklich „besitzt“. Wie der kostbare Wohlgeruch nicht nur wenn er ausgeschüttet wird Wohlgeruch verbreitet, sondern dermaßen Wohlgeruch enthält, Wohlgeruch ist, daß er das Gefäß durchdringt, in dem er aufbewahrt wird, und sogar verschlossen Wohlgeruch verbreitet: So sind die Geistesgüter dermaßen Mitteilung, daß der bloße Besitz Mitteilung ist, daß das reine Erwerben

selbst andere bereichern heißt. Daraus folgt denn, daß du die ganze Zeit über, die du darauf verwendest, diese Güter zu erwerben, jeden Augenblick, in welchem du dich ihres Besitzes freust, daß du stets weit entfernt davon bist, dich selbstsüchtig mit dir selbst zu beschäftigen, sondern unmittelbar mitteilend dich verhältst.

Also ist es in Wahrheit mit des Geistes wahren Gütern, welche zugleich das Beruhigende haben, der Wahrheit Merkmal, daß sie nur in Wahrheit besessen werden können! Will jemand sie selbstsüchtig besitzen, sie für sich selbst besitzen, sie für sich selbst, im selbstsüchtigen Sinn, haben – so besitzt er sie auch nicht. Doch gibt es ja auch im Gegensatz zu den bloß irdischen und weltlichen Gütern, allgemeinere geistige Güter, unvollkommenere geistige Güter. So sind Einsicht, Wissen, Begabung, Talent usw. geistige Güter. Aber hier gilt doch noch der unvollkommene Umstand, daß der Besitzer den Ausschlag gibt, oder daß das den Ausschlag gibt, wie der Besitzer ist, ob er wohlwollend und mitteilend ist, oder ob er selbstsüchtig ist; denn diese Güter sind noch nicht an sich Mitteilung. Ist denn derjenige, welcher solche unvollkommeneren geistigen Güter besitzt, selbstsüchtig, so erweist es sich auch, daß die Güter selbst mißgünstig werden durch ihn, und andere ärmer machen! Der Besitzer schließt sich dann eben ein mit diesen seinen Gütern; die ganze Zeit über, während welcher er arbeitet um sie zu erwerben oder zu bewahren, ist er selbstsüchtig

114

verschlossen, hat weder Zeit noch Gelegenheit, sich um andere zu kümmern oder an sie zu denken. Der Kluge wird wohl immer klüger, aber in mißgünstigem Sinn, so daß er eben davon Vorteil haben will, daß andere einfältiger werden im Vergleich mit seiner zunehmenden Klugheit, und diese einfältigen Anderen je mehr und mehr – unmenschlich! – in seiner Macht haben will. Der Gelehrte wird wohl immer gelehrter, aber in mißgünstigem Sinn, und zuletzt so gelehrt, daß keiner ihn verstehen kann, so gelehrt, daß er sich gar nicht mehr mitteilen kann! Auf diese Weise, indem sie in unwahrer Weise besessen werden, werden diese unvollkommeneren geistigen Güter in irdische und weltliche verwandelt, deren Eigentümlichkeit ist, daß deren Besitz auf die eine oder andere Weise andere immer ärmer macht. Aber von den wahren Geistesgütern gilt es, daß sie nur in Wahrheit besessen werden können, daß derjenige, der sie nicht in Wahrheit besitzt, sie überhaupt nicht besitzt!

Dies also sind die inneren Verhältnisse, die den einen und den andern Reichtum betreffen, und dieselben müssen ja dem zu Grunde liegen und den Gedanken dabei bestimmen, wenn es sich darum handelt, andere zu bereichern. Auf der einen Seite die irdischen Güter (oder doch die unvollkommen-geistigen!), deren Besitz, deren Erwerb an sich Mißgunst ist, und wo darum jede Stunde, jeder Gedanke, der damit zugebracht wird, dieselben zu besitzen oder zu erwerben, mißgünstig wird. Auf der anderen Seite die wahren Geistesgüter, deren Besitz, deren Erwerb an sich Mitteilung ist, und bei denen darum jede Stunde, jeder Gedanke,

der damit beschäftigt ist, dieselbe zu besitzen oder zu erwerben, andere bereichert. Wie kann nun der eine Mensch den andern reich machen? Ja, wer irdische Güter hat, der kann sie direkt mitteilen! Gut, laß uns annehmen, daß er es tut, laß uns einen Augenblick vergessen, daß irdische Güter doch nicht der wahre Reichtum sind.

115

Er teilt also mit und tut wohl mit dem, was er von irdischen Gütern hat. Das läßt sich ganz schnell machen, er kann es einmal im Monat oder eine Stunde jeden Tag tun und doch sehr viel weggeben. Aber siehe, all' die Stunden und Tage, wo er beschäftigt ist mit dem Erwerben, Sammeln, Bewahren der irdischen Güter, ist er selbstsüchtig! Ja, sammelte er auch, um mitzuteilen, so lange sein Gedanke mit den irdischen Gütern beschäftigt ist, ist er selbstsüchtig! Dies liegt (in einem gewissen Sinne!) sozusagen nicht einmal an ihm, es liegt an der wesentlichen Beschaffenheit der irdischen Güter. Dies erweist sich also als ein sehr unvollkommener Weg andere reich zu machen; selbst angenommen, daß, wer die irdischen Güter besitzt, von diesen nicht verdorben wird, sondern gern bereit ist zu geben und mitzuteilen, und selbst wenn wir einen Augenblick vergessen wollen, daß irdische Güter nicht der wahre Reichtum sind.

Nein, der wahre Weg, der Weg der Vollkommenheit, um in Wahrheit andere reich zu machen, muß dieser sein: Geistesgüter mitzuteilen, wobei man übrigens selbst damit beschäftigt ist, diese Güter zu erwerben und zu besitzen. Wenn das letztere der Fall ist, so macht ein Mensch in Wahrheit andere reich, und das ist das Eigentliche, was er tut, sein einziges Werk, und doch seines ganzen Lebens Werk. Die Güter sind der wahre Reichtum: In der Zeit bereits, wo er selbst sie erwirbt, ist er mitteilend und macht unmittelbar andere reich. In der Zeit schon, wo er sie besitzt, ist er mitteilend und macht unmittelbar andere reich. Und da er einzig und allein sich mit diesem Reichtum beschäftigt und sich um ihn kümmert, wird er ja darnach streben, ihn zu vermehren. Aber im Verhältnis zum wahren Reichtum, dessen Wesen Mitteilung ist, ist das Vermehren wesentlich weder mehr noch weniger als die direkte Mitteilung überhaupt, sofern dieselbe – nur noch vermehrt. Denn hier ist es nicht so, wie es kleinlich im Verhältnis zum unwahren Reichtum ist, der wahrlich dadurch nicht vermehrt

116

wird, daß er weggegeben und verschenkt wird. Wenn er nun lehrend, ermahrend, aufmunternd, tröstend diese Güter mitteilt, so macht er schon ganz direkt andere reich.

Laßt uns denn an unser Thema denken: Das Freudige darin, daß, je ärmer ein Mensch wird, desto reicher er andere machen kann. O, du Leidender, wer du auch bist, wenn das Leben dir deinen Reichtum genommen hat, wenn du vom Wohlstand vielleicht in Armut geraten bist, wohlan, wenn du dir helfen lassen und die Wohlmeinung dabei verstehen willst, wohlan, so bist du nun ja auch davon befreit, deine Zeit und deinen Tag und deinen Gedanken zu vergeuden mit

dem, womit man sich nur selbstsüchtig beschäftigen kann! Und du bist um so mehr veranlaßt, dich einzig und allein damit zu beschäftigen, die Geistesgüter zu erwerben und zu besitzen – o, und während eines jeden solchen Augenblicks machst du andere reich! Oder wenn das Leben dir dein weltliches Ansehen, deinen Einfluß genommen hat, wohlan, wenn du dir helfen lassen und das Wohlgemeinte darin verstehen willst, wohlan, so wirst du ja auch davon befreit, Zeit und Gedanken darauf zu verwenden, das zu behaupten und zu genießen, womit man sich nur selbstsüchtig beschäftigen kann. Und du bist um so mehr veranlaßt, dich einzig und allein damit zu beschäftigen, die Geistesgüter zu erwerben und zu besitzen – o, und während eines jeden solchen Augenblicks machst du andere reich!

Vielleicht fällt es dir schwer, so arm zu werden, ärmer und ärmer; denn im äußeren Verstande ist es einmal schon entschieden. Vielleicht hängt deine Seele noch am Irdischen, mit dem Verlust selbstsüchtig beschäftigt, wie derjenige, der das Irdische besitzt, mit dem Besitz beschäftigt ist! Ist es denn aber auch so schwer, andere reich zu machen? Laß dich nicht töricht betrügen! Es sieht so leicht, so bequem aus, etwas Geld den Armen zu geben, wenn man selbst reich ist, einem anderen

117

vorwärts zu helfen, wenn man selbst mächtig ist. Laß dich aber nicht betrügen: Derjenige Mensch, der damit beschäftigt ist Glaube, Hoffnung und Liebe zu erwerben, er, er allein macht andere reich!

So werde denn noch ärmer; denn vielleicht unterhältst du noch das Band eines trügerischen Wunsches mit dem Verlorenen, vielleicht nährst du eine gegen dich selbst verräterische Hoffnung, es wiederzugewinnen. Werde noch ärmer, gib das Verlorene ganz auf, und trachte allein nach den Geistesgütern, damit du andere reich machen könntest! Gesegnet sei ein jeder solcher Augenblick, eine jede solche Stunde; du tust da wohl – nicht bloß dir selbst, sondern du machst andere reich, du erweistest anderen eine Wohltat.

Und wenn du dann so recht arm geworden bist, so hast du dir auch je mehr und mehr des Geistes Güter angeeignet. Dann wirst du auch imstande sein, in noch völligerem Maße andere reich zu machen, durch Mitteilen der Geistesgüter, durch Mitteilen dessen, was an sich Mitteilung ist. Je ärmer du wirst, desto seltener werden in deinem Leben die Augenblicke werden, wo du selbstsüchtig mit dir selbst beschäftigt bist, oder mit dem, was an sich selbstsüchtig ist, dem Irdischen, das eines Menschen Gedanken so sehr zu sich zieht, daß er in der Zeit für andere nicht da ist. Je seltener aber solche Augenblicke werden, desto stetiger werden dann die Stunden deines Tages damit ausgefüllt sein, des Geistes Güter zu erwerben und zu besitzen (und vergiß dabei ja nicht, o vergiß nicht, auch wenn du nur dies tust, so machst du andere reich!) oder damit, direkt des Geistes Güter mitzuteilen, und dadurch andere reich zu machen!

Denke dir unser Vorbild, den Herrn Jesus Christus! Er war arm, er machte aber doch wohl andere reich! Und sein Leben drückt ja niemals etwas Zufälliges aus, daß er nur zufälligerweise arm war. Nein, sein Leben ist die wesentliche Wahrheit, und zeigte deshalb, daß, um andere reich zu machen,

118

man selbst arm sein müsse. Dies ist der Gottheit Gedanke, von dem verschieden, was in des Menschen Herz aufkam, dem „reichen Mann“, der andere reich macht. Denn nicht nur sind irdische Güter nicht der wahre Reichtum, sondern auch der reiche Mann, wie freigebig er im Geben aus seinem Überfluß auch sei, kann es doch nicht vermeiden, Zeiten zu haben, wo er selbst mit seinem Reichtum beschäftigt ist; und so lange ist er ja nicht damit beschäftigt, andere reich zu machen. Er aber war arm, so lange er hier auf Erden lebte; darum war sein Werk, so lange er lebte, jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick, andere reich zu machen! Selbst arm gab er sich der Arbeit hin, andere reich zu machen, und gerade dadurch, daß er arm war, gab er sich ihr ganz hin. Er stieg nicht vom Himmel herab, um arm zu werden, er stieg aber herab, um andere reich zu machen. Aber um andere reich zu machen, mußte er arm sein. Er wurde arm, nicht als ob dies einmal in seinem Leben geschah, nachdem er vielleicht einige Zeit reich gewesen war! Doch wurde er arm, denn das war sein eigener, freier Entschluß, seine Wahl. Er wurde arm, und blieb es in jedem Sinne, in jeder Weise. Er lebte wie ausgestoßen aus der menschlichen „Gesellschaft“. Er verkehrte (o, der Leichtsinne, mit seinem Ansehen so zu spaßen; o, unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen das Urteil anderer, gegen das „was man sagt“; o Frechheit, die ja selbstverschuldet ihn tief, tief „in aller Augen“ herabsetzen mußte!), nur mit Sündern und Zöllnern! Also wurde er arm, um andere reich zu machen. – Denke an den Apostel Paulus, der diese Worte eben sagt: „Selber arm, machen wir andere reich.“ Der Apostel fand sich ruhig hinein, arm zu sein, in Armut aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ohne auch nur eine Gattin zu haben, der er angehörte, oder die ihm angehörte, er fand sich ruhig darein; und warum wohl, wenn nicht eben darum, daß er hierin den Weg fand, andere reich zu machen?

119

So ist dieses denn das Freudige, daß, je ärmer du wirst, desto reicher kannst du andere machen. O, daß die Welt dir alles nimmt, oder daß du die ganze Welt verlierst, das hat im Grunde nichts zu bedeuten, ja es ist sogar das Beste, wenn du es nur als das Beste für dich annimmst! Im Augenblick der Verzweiflung gerade, wenn die Not am größten ist, ist die Hilfe am nächsten, die Veränderung, die unendlich alles verändert: Daß nämlich du, der Arme, der Reiche bist – denn wahrer Reichtum ist das doch wohl, andere reich zu machen! Also liegt auch hierin die Freude verborgen. Denn (und so wünschen wir jede dieser Reden zu beschließen, damit es recht klar werde, worüber wir reden, und klar, weshalb in ganz anderer Weise von ewig-Verschiedenem geredet werden muß) nur die Sünde ist des Menschen Verderben! – –

# Anhang

## S. Kierkegaard's Familie und Privatleben.

Originalauszüge  
aus einer nur als Manuskript gedruckten  
und daher wenig bekannten  
dänischen Schrift von Sören Kierkegaard's Nichte,  
Fräulein K. Lund.

Übersetzt von Julie von Reincke.

( *Hier nicht wiedergegeben:* )

S. Kierkegaards Vater im Alter.

( Nach einer alten Photographie. )

123

1.

Obgleich ein ernster, beinahe strenger Grundton in dem Kierkegaard'schen Vaterhause herrschte, habe ich doch noch den Eindruck, daß in demselben auch für jugendliche Lebhaftigkeit und Frische Raum war, ob auch von sinnigerer heimischerer Art, als man sie jetzt gewohnt ist; so stand denn dieses Haus auch einer gewissen altmodischen Gastfreiheit offen. Von den jungen Leuten, die Onkel Peter Kierkegaard besuchten, waren die meisten künftige Theologen. Eine richtige Pfarrfamilie war auch die Boesen'sche, die dort viel verkehrte. Großvaters Bekanntschaft mit Justizrat Boesen, dem Vater einer zahlreichen Kinderschar, von denen mehrere mit den Kierkegaard'schen Kindern gleichaltrig waren, stammte von der Brüdergemeinde her, deren Mitglieder beide Brüder Boesen waren.

Wenn ich an das Leben zurückdenke, das sich in Großvaters Hause regte, kommt es mir vor, wie wenn ich weit zurückgeführt werde von dem Strom der Zeit, an einen Ort, wohin nicht der entfernteste Laut aus unserer hastigen, eisenbahnartigen Zeit drang. Nein, Hetze und Hast kannte man in diesem Hause nicht! Man bereitete sich im Gegenteil zu allem mit Muße und Gelassenheit vor; worauf Onkel Sörens neckische Bemerkung, daß man zu Hause das Weißbrot zur Gesellschaft 14 Tage vorher einkaufe, ihren Bezug haben mochte. Es wird auch erzählt, als Beispiel für die dort herrschende Gelassenheit und den konservativen Sinn, daß der Konfirmanden-

124

anzug für das nächstfolgende Kind zugleich mit dem Anzug des zum Pastor gehenden eingekauft und zugeschnitten wurde. Zur guten Ordnung, die in Großvater K. ihren Vertreter fand, gehörte es auch, daß die Söhne so viel als möglich

verschiedene Lebensstellungen einnehmen; so daß nicht alle z. B. den Gelehrtenstand wählen durften, sondern der Eine Kaufmann, der Andere Seemann werden, der Dritte in ein Bankgeschäft eintreten mußte. Und hatte Großvater einmal eine Ansicht gewonnen, so war er auch der Mann, um sie durchzusetzen. Folglich, da Onkel Peter studierte, sollte und mußte Onkel Niels in den Handel eintreten, obgleich sein ganzer Sinn auf Bücher gerichtet war, was auch eine beständige Quelle des Kummers in seinem übrigens kurzen Leben war, da er sich dadurch nie auf dem richtigen Platz fühlte. Er starb 1832 in Nordamerika an einem typhösen Fieber, ein Jahr nachdem er das elterliche Haus verlassen hatte. Die Töchter wurden in einem so altmodischen Hause auch nicht sehr bevorzugt. Nach Großvaters Ansicht brauchten die Mädchen nicht viel Gelehrsamkeit; dagegen mußten sie früh angehalten werden, ihre „beleseneren“ Brüder zu bedienen und sich im Hause nützlich zu machen. Glücklicherweise waren beide Töchter, Petréa und Nicoline, so reich begabt und mit natürlicher Anmut ausgestattet, daß die möglichen Mängel in den Schulkenntnissen nie verspürt wurden.

## 2.

Mutter hatte drei Brüder, von denen Peter, später Bischof in Aalborg, der älteste war, darnach kam Niels, welcher in jungen Jahren in Amerika starb. Und zuletzt der später so bekannte Schriftsteller Sören Kierkegaard, damals nicht viel mehr als ein Knabe von schwächlichem und zartem Äußeren, der in einem rotkohlfarbenen Anzuge herumliefe und vom Vater

125

wegen der frühzeitig entwickelten Neigung zu satirischen Bemerkungen gewöhnlich „die Gabel“ genannt wurde. Großvater und Großmutter Kierkegaard hatten außer den hier erwähnten noch zwei Kinder gehabt. Das älteste, eine Tochter, war erwachsen gestorben, an welcher Krankheit bin ich mir nicht bewußt gehört zu haben. Das jüngere, ein halberwachsener kräftiger Knabe, starb dagegen infolge eines Schlages auf den Kopf, welchen er beim Spielen in der Schule erhalten hatte. Von der ganzen blühenden Schar überlebten nur Onkel Peter und Onkel Sören ihren alten Vater. Großmutter mag gestorben sein bald nachdem, in kurzen Zwischenräumen, die Töchter und Onkel Niels hinweggerafft waren.

Großmutter war Großvaters zweite Frau. Seine erste Frau, Christine Nielsdatter Róyen, starb kinderlos 1796. Unser aller Großmutter Anna war eine geborene Lund, aber mit Vaters Familie dieses Namens nicht verwandt. Ich erinnere mich ihrer gar nicht; aber in der Familie wurde von ihr gesprochen, wie von einer vortrefflichen kleinen Frau mit gleichmäßigem und vergnügtem Sinn. Der Söhne Entwicklung ging über ihren Kopf hinweg und in ihrem bekümmerten Herzen betrachtete sie diesen hohen Geistesflug wie eine Flucht aus jener Stätte, wo sie sich heimisch fühlte und wo sie so gerne auch ihre Kinder behalten hätte. Darum war sie nie so sehr in ihrem Elemente, als wenn eine kleine Unpäßlichkeit die Knaben unter ihr Regiment zurückzwang. Besonders zufrieden war sie, wenn sie

sie stille zu Bett bringen konnte; denn dann schwang sie in Frieden ihr Szepter und hegte und pflegte sie wie die Henne ihre Küchlein. Auch die Großkinder fühlten sich wohl in ihrer mütterlichen Liebe. Die kleine gebeugte Gestalt brauchte oft nur auf der Türschwelle des Kinderzimmers zu erscheinen, da verstummte das Weinen und Schreien und der Widerspenstige schlummerte bald darauf süß in ihrer sanften Umarmung.

126

### 3.

Großvater überlebte mindestens um 4 Jahre alle diese Todesfälle, und wir Kinder besuchten ihn oft, besonders nachdem wir in Vaters Haus auf dem Gammel Torv eingezogen waren, während Großvater auf dem Nytorv, zwischen der Apotheke und dem Rathause, sein altes Haus bewohnte, wo später eine Gedenktafel an Onkel Sören angebracht wurde.

Sehr lebhaft erinnere ich mich Großvaters alt-ehrwürdiger Gestalt, in dem langen staubfarbigen Rock, die Beinkleider in die engen Stiefelschäfte gesteckt, einen soliden Stock mit goldenem Knopf in der Hand und, was nicht zum wenigsten uns Kinder interessierte – mit Taschen voll Pfefferkuchen! Er war kräftig gebaut, seine Gesichtszüge waren fest und geschlossen, die Haltung des Kopfes etwas vorgebeugt, während die Augen einen Ausdruck hatten, als ob sie noch träumend über die jütländische Heide ausschauten, dahin, wo er als Kind seine Schafe gehütet hatte! Doch ging sein Träumen jetzt gewiß weit über die engen Grenzen dieser Erde hinaus, um seiner Sehnsucht Ziel zu erreichen, der Ewigkeit Land, wonach der Greis mit seiner Seele ganzem Verlangen trachtete! Es war wie ein stilles Heimweh, das ihn beherrschte und besonders seine letzten Tage zu einer Pilgerschaft im fremden Lande machte. Doch darf daraus keineswegs der Schluß gemacht werden, als ob seine Persönlichkeit einen traurigen oder kränklichen Eindruck gemacht hätte; dazu war seine Rede zu lebhaft und klar, sein ganzes Auftreten zu kräftig. Eher konnte seine Ruhe im Kummer diejenigen verwundern, denen sein Gedankengang unbekannt war. Oder er konnte vielleicht weniger teilnehmend erscheinen, denn er hatte sich gewöhnt des Lebens Sorge und Kummer mit andern Augen zu betrachten, als die weltlich gesinnteren Naturen. Zugleich war er aber stets bereit mit Rat und Tat zu helfen, wo er nur irgend konnte. Als er, bald nach einander, seine beiden geliebten Töchter

127

verlor, beugte er wohl sein altes graues Haupt noch tiefer, aber dennoch faltete er seine Hände und „lobte Gott, der es gegeben und genommen hatte“. Und da die Flammen sein Haus einschlossen und er eben so plötzlich wie unerwartet vor dieses Schauspiel gestellt wurde, legte er mit derselben Ruhe sein zeitliches Wohlergehen in Gottes Hände, indem er beinah mit feierlicher Freudigkeit hinging, um das anzuordnen, was noch angeordnet werden konnte. Dagegen ließ er sich zuweilen von kleinen Widerwärtigkeiten überraschen, so daß die Schwermut seiner Natur offenbar wurde. Schwermut war wohl recht eigentlich sein tägliches

Kreuz. Großvater hatte sich in seinem 40. Jahr aus dem Geschäft zurückgezogen und brachte seitdem seine Zeit meist mit philosophischen Studien zu. Besonders viel las er den deutschen Philosophen Chr. Wolff und da er in allem sehr gründlich war, ja beinahe peinlich genau und eindringend, so werden sich seine Beschäftigungen bestimmt nicht auf der Oberfläche gehalten haben. Wie es ihm, dem armen Bauernknaben, der mit leeren Händen herüberkam, geglückt war, ein für seine Zeit ansehnliches Vermögen zu erwerben, würde mir unbegreiflich sein, wenn ich die Sache nicht näher kennen würde. Finanzielles Talent konnte ich ihm nicht zutrauen, während seine Ehrlichkeit von beinahe zu ängstlicher Gewissenhaftigkeit war. Ordnung und Mäßigkeit, wenn auch letztere an die äußerste Bedürfnislosigkeit und Abhärtung grenzte, waren auch nicht Erklärungsgrund genug. Es gehörte Glück, ein sonderbares Glück dazu, das für die meisten andern Unglück und Ruin war; und es kam mit den im Januar 1813 erlassenen Verordnungen, die mit einem Schlage manchen reichen Mann zum Bettler und sein Besitztum in Wertpapieren und Geld zu unwirklichen Größen machte! Die königlichen Obligationen waren die einzigen Wertpapiere, die dem allgemeinen Zusammensturz entgingen, und zu den Glücklichen, die in deren Besitz waren, gehörte auch Großvater. Damit entging er nicht

128

nur dem Verluste seines kleinen Vermögens, sondern sah es sogar anwachsen in demselben Maße, wie alles um ihn herum sank, während die in den folgenden Jahren stets steigenden Konjunkturen das Werk vollendeten. Man brauchte damals nichts anderes zu tun, als stille zu sitzen und das festzuhalten, was man einmal hatte, damit ein Vermögen von selbst wachse.

#### 4.

Wenn wir, Kinder beider Familien, von der Köbmagergade und vom Gammel Torv, einen Abend bei Großvater zubrachten, war immer das Fest und die Freude groß. Ein langer, nach altem Brauch wohlbesetzter, Tisch erwartete uns, und darnach verschiedene Gesellschafts- und Kartenspiele wie „Schwarzer Peter“ und „Halb Zwölf“. Allerdings durften mein Bruder und ich mancherlei Tafelfreuden nicht mit genießen. Preßkopf und andere saure und fette Speisen, die doch gerade besonders interessant aussahen, durften wir nämlich, unter strengstem Verbot, auch nicht anrühren. Jungfer Möller, Großvaters manierliche, steife, aber äußerst gutmütige Haushälterin, schüttelte dann ärgerlich den Kopf mit der Bemerkung: „Es sind immer so viele Dinge, die die Kinder vom Gammel Torv nicht mögen“, aber Großvater parierte den Wink. Da gab es keine „Milchbrötchen-Gutmütigkeit“, Gehorsam war für ihn nicht nur eine der Grundsäulen, sondern die Grundsäule.

Onkel Peter war bei diesen Kinderfesten höchst selten zugegen, dagegen fand sich Onkel Sören immer ein, wenigstens zum Schluß des Abends. Und von da an fängt recht eigentlich meine Erinnerung an ihn an, ja, es kommt mir vor, als be-

ginne sie von einem ganz bestimmten Augenblick, wo ich ihn in die Tür eintreten und den Hut von seinem starken blonden Haar abnehmen sah, während er uns vergnügt zunickte. Und hier kann ich nicht umhin, eine kleine Bemerkung zu machen:

129

daß das jüngere Geschlecht, das sein Äußeres beinahe nur aus der Zeichnung im „Korsar“ kennen konnte, oder höchstens ihn in seiner letzten Lebenszeit gesehen hatte, kurz bevor er einer zehrenden Krankheit erlag, sich ihn beinahe wie eine Karikatur vorstellt, ist nicht zu verwundern. Aber ich erinnere mich, daß es mich ein paar Jahre darauf wunderte, eine ähnliche, wenn auch nicht so weitgehende Auffassung zu finden in einem sehr schön verfaßten Artikel, der allgemein Prof. Br.(öcher) zugeschrieben wird. Wie kann man da ironisch ausrufen: „Sehr zahlreich waren seine körperlichen Vorzüge nicht!“ wenn man nur einmal mit ihm intim gesprochen, nur einmal sein geistreiches Gesicht und die ganze feine Gestalt gesehen hatte?! Auf der kleinen Bleistiftzeichnung, welche ich von ihm besitze, hat die Nase einen zu feinen, aristokratischen Schwung bekommen, welches an Lytton Bulwers Jugendportrait erinnert; Onkel Sörens Nase war, obgleich gebogen, doch kühner und fleischiger. Dagegen sind Mund und Augen, die Kopfform und die Fülle des Haares vortrefflich. Die Haltung ist auch sehr charakteristisch. Sein Mund war groß; aber andererseits welch' reiche Skala der verschiedensten Stimmungen fand nicht in den Schwunglinien desselben ihren wechsellvollen Ausdruck, von der milden Wehmut und Zärtlichkeit an, bis zum kecken Trotz und feiner Ironie, wobei letztere der nicht zum mindesten vorherrschende Zug war! Und nun die Augen! Sie verloren nichts mit den Jahren, ihr natürlicher seelenvoller Ausdruck erhielt nur noch einen verstärkten Glanz, sie leuchteten wie Sterne, als ich ihn zum Abschied im Hospital sah!

## 5.

Da Mutter und deren Geschwister mit den Kindern des Agerskov'schen Hauses gleichaltrig waren, wurde viel miteinander verkehrt; aber besonders war es Onkel Sören, der als Knabe häufig das Haus besuchte. So war es denn auch während eines

130

solchen Aufenthalts, als sie auf dem Buddinge-Felde spielten, daß er von einem Baume fiel und einen Stoß im Rücken erhielt, dem er selbst eine Bedeutung für sein ganzes späteres Befinden zuschrieb. Es war dies das erste Glied in der Kette der Schmerzen, die ihn auf seinem einsamen Wege begleiten sollten. Er selbst erzählte mir einmal, wie sehr die alte Frau Agerskov bei dieser Gelegenheit ihm imponiert hätte, als sie in ihrer sinnigen Weise, aufrichtig betrübt, ausgerufen hatte: „Liebes Kind, mögest du in deinem Leben mir einmal eine so große Freude machen, wie du mir heute Sorge bereitet hast!“

Mutter war als junge Frau bei diesem Vorfall zugegen und mußte den blassen, leidenden Knaben wegführen, dessen Tränen langsam und ständig, wie eine unversiegbare Quelle niederrannen. Sie drückte als Balsam für seine Wunde ein kleines Geldstück in seine Hand; unverzügliche ärztliche Hilfe wäre gewiß besser am Platz gewesen, doch keiner dachte daran...

6.

Unser eigenes Haus in Nørrebro (einem Stadtteil Kopenhagens), in den sogenannten kleinen Alleen zwischen dem Peblingsee und dem Wall, war von einem Garten, oder vielmehr von lauter Gärten umgeben. Breite Gänge, welche für alle Einwohner zugänglich waren, trennten und vereinigten zugleich diese kleineren Teile zu einem gemeinsamen blühenden Ganzen, dessen äußerste Grenze zum See und zu den weitläufigen Zimmermannplätzen hin, mit einer Geisblattlaube geschmückt war. Hier standen Vater und Mutter oft bei Sonnenuntergang an milden Sommerabenden und schauten über den errötenden See hinweg auf das gegenüberliegende Ufer, wo statt der sich jetzt erhebenden Häuserreihe, die Einsamkeit und der Friede noch größer schienen als diesseits. Doch wenn auch ihr Haus nach den da-

131

maligen Begriffen einsam und abgelegen genug war, und besonders während der dunklen und kalten Jahreszeit nicht viele dem Wetter Trotz bieten wollten, um sie zu besuchen, so war doch Onkel Sören einer der Treuen. Oft traf Vater, wenn er von der Bank, wo er angestellt war, heim kam, beide Geschwister wie Kinder miteinander spielend und fechtend. Meine Mutter liebte innig den zarten, schwächtigen Bruder, und er erwiderte ihre Gefühle und suchte ihre Gesellschaft so oft er konnte. Ich erinnere mich, wie Vater später einmal ohne äußere Veranlassung in die Worte ausbrach: „Ja, es war gut, daß Gott ihre Augen schloß; wie würde sie es ertragen haben, den Bruder, um den sie so besorgt war, sich in einen solchen Kampf einlassen zu sehen!“ Und Onkel Sören, ja, wenn es ihm auch gelungen war, seine Gedanken von aller irdischen Rücksicht zu befreien, – noch schwerer wäre es ihm doch gewesen, so mit der ganzen Welt zu brechen, wie er sich dazu berufen fühlte, wenn Gott nicht so manche hemmenden Bande für ihn gelöst hätte. Er nahm seine Lieben von dem Schauplatz dieses Lebens weg und stellte ihn so allein dahin, daß er nur in einer stillen Friedensstunde, in einem seligen Abendtraum (wie er seine Stimmung auf dem Gilberge im nördlichen Seeland schildert), „in deren Umarmung weilen, sich so wohl fühlen konnte in ihrer Mitte, und gleichsam außerhalb seines Körpers mit ihnen in höheren Regionen schwebte.“

7.

Ein Sommeraufenthalt bei Cillis Eltern (*Anm.: Cecilie Agerskov, deren Mutter mit Großvater Kierkegaards erster Frau verwandt war. Der Aufenthalt in Lyngby ohngefähr im Jahre 1836/37*) in Lyngby ist mir lebhaft in Erinnerung. Auf einem

ziemlich ausgedehnten Flächenraum mit Gärten und Wiesen, die sich bis zur Aa (Bach)

132

beim „Sorgenfrei-Walde“ hinstreckten, hatten sie nämlich in ihren letzten Lebensjahren eine Wasch- und Bleichanstalt eingerichtet. – Da es dort im Hause viele Zimmer gab, die keine Verwendung fanden, wurden einige derselben in einem Seitenflügel als Sommeraufenthalt an Onkel Sören vermietet. – Onkel Sören, den ich seit meines Vaters (zweiter) Heirat sonst nur selten sehen konnte, nahm sich unser in dieser Ferienzeit eifrig an. Und wenn es auch – was mich anbetrifft – oft auf etwas Neckerei hinauslief, so daß ich anfangs, sobald ich nur die schlanke Gestalt erblickte, oder das kurze halbgequetschte Lachen hörte, das gleichsam den ganzen Körper schüttelte, bei mir selbst zu denken geneigt war: „Na, jetzt ist's mit dem Frieden vorbei!“ – so währte es doch nicht lange, da ahnte ich hinter dem neckischen Wesen eine verborgene Vorliebe und Zärtlichkeit und meine Unerschrockenheit und Freude ihn zu sehen, kehrten bald wieder zurück. Je flinker die Antworten lauteten, desto mehr ergötzte sich Onkel Sören, und sein kurzes glucksendes Lachen wurde geradezu ansteckend. In Ermangelung eines glücklichen Einfalles, oder auf der Spitze des Übermutes, war ich einmal in der Hitze des Gefechtes so „schlagfertig“, ihm eine Ohrfeige statt Antwort zu geben. Onkel Sören hätte nun mit gutem Grunde sagen können, wie jener Mann, dem sein Gegner um seines Rechtes willen ins Antlitz spuckte: „Ja, das beweist nichts“, und einen Augenblick lang sah es auch aus, als ob eine noch schärfere Bemerkung über meinem Haupte schwebte. Aber meine sichtbare Bestürzung brachte ihn vermutlich auf andere Gedanken, denn ein gutmütiges, unwiderstehliches Lachen klärte gleich darnach die Sache auf. Lange konnte er wohl auf „Brillenmadam“ nicht böse sein; so nannte er mich gewöhnlich, um sich über meine Neigung lustig zu machen, still zu sitzen und vor mich hin zu stieren, während die ganze Außenwelt vergessen war, – eine Neigung, die er selbst in viel höherem Grade besaß! Viele Jahre darnach, im Sommer 1856, kam ich von einem Besuche

133

bei Verwandten in die Gegend von Lyngby; da wurde jene Szene und das ganze fröhliche Sommerferienleben wieder lebendig in meiner Erinnerung. Die Abendglocken läuteten wie damals, und die Vögel, ja „der ganze Chor der Sänger, der im Lyngby-Walde wohnt“, sang, während die Sonne ihren Abschiedsblick über die stille, träumende Wiese sandte. Aber wo waren sie nur alle geblieben, die muntern Kinderstimmen, die damals mit ihren Freudenrufen die Luft erfüllten? Der alte Garten stand so leer und traurig da, als ob er mit mir sich grämen und weinen könnte. Denn eine Stimme, von den vielen Stimmen jener Tage, war ja für immer verschwunden; einen treuen Liebhaber der milden friedlichen Natur sollte kein Sommer mehr hierher zurückrufen; sein Scherzen, seine Wehmut,

sein kurzes, neckisches Lachen und die große, zurückgedrängte Zärtlichkeit – das alles war jetzt nur eine Erinnerung, wie so vieles andere Liebe und Bekannte! –

8.

In die Schule trat ich wieder ein als ich zehn Jahre alt war trotz meiner Mutter Antipathie gegen Mädchenschulen. Denn Onkel Sören, der sonst nicht geneigt war, in irgend einer Weise in die Pläne der Eltern einzugreifen, machte diesmal seinen ganzen Einfluß geltend, da er meinte, daß ich zu schwermütig angelegt sei, um die einsame Lebensweise zu ertragen, die der Hausunterricht mit sich bringt. Ob es nun war, um das günstige Resultat seiner Unterhandlungen in dieser Angelegenheit zu feiern, daß er mich bald darauf einlud, mit ihm nach Lyngby zu fahren, weiß ich nicht. Aber ich erinnere mich, daß die Spazierfahrt an einem schönen Herbsttage ausgeführt wurde, und daß meine Cousine und die „großen Vettern“ auch mitkamen. Die Fahrt wurde unter großer Munterkeit zurückgelegt, wobei viele Geschichten erzählt wurden, die die Schule und den bevorstehenden Schulbesuch zum Gegenstand hatten. Mit Schreck hörte

134

ich von verschiedenen Beispielen, wie scharf es hergehen konnte; und dies Gefühl nahm nicht gerade ab durch das lebhaftes Vorführen des Schlußtableaus, worin Onkel Sören ein Meister war, und wo „mein Name volle vierzehn Tage auf der schwarzen Tafel stehen“ mußte, damit man sich an denselben gewöhne, bevor die Person selbst in Augenschein genommen werden sollte. Aber ebenso unverdrossen wie er necken konnte, ebenso zärtlich nahm er sich unser an. Mich hüllte er auf dem Heimwege in seinen großen Reisemantel ein, und wir hielten uns alle stille und nickten in behaglichem Halbschlummer, oder betrachteten den Himmel in seiner beständig wechselnden Physionomie, – während Onkel Sören in tiefes Nachdenken versunken war.

9.

Im Spätsommer 1838 starb Großvater Kierkegaard; ich erinnere mich sehr deutlich, daß wir an einem der Tage, wo er krank war, bei Onkel Christian zum Besuch waren und daß Onkel Sören, der das Ganze sehr leicht nahm und es wie eine kleine Unpäßlichkeit betrachtete, gerade zu gleicher Zeit mit uns hinkam. Großvater war 84 Jahre alt und noch so kräftig, daß keiner an seinen nahe bevorstehenden Heimgang dachte. Dennoch fand der Arzt es nicht ratsam, daß er, seiner langjährigen Gewohnheit gemäß, ein Vomitiv einnehme; aber Großvater hielt an alten Gewohnheiten fest, und wollte sich nichts sagen lassen. Es zeigte sich jedoch, daß der Arzt Recht gehabt hatte: Großvater starb ein paar Tage darnach an der dadurch hervorgerufenen Überanstrengung, – ruhig und stille! Onkel Sören kaufte das Haus nach seinem Tode und bewohnte mehrere Jahre einen Teil der alten Wohnung, während Onkel Peter längere Zeit und zu verschiedenen Malen den andern Flügel benutzte.

Welchen Kummer des Vaters Verlust Onkel Sören verursacht hatte, ist mir erst später klar geworden. Vielleicht hat

135

sich bei ihm zum Kummer auch noch eine gewisse Reue hinzugesellt, außer derjenigen, die wir stets beim Verluste unserer Lieben fühlen müssen, – denn wir sind immer ihre Schuldner. Aber was Onkel Sören anbetrifft, so war dabei noch das ganz Spezielle, daß er den vom Vater so lange gehegten Wunsch nicht erfüllt hatte, ihn als Kandidat zu sehen. „Vater meint, daß das eigentliche Kanaan auf der andern Seite des theologischen Reifezeugnisses liege, aber besteigt dabei, wie Moses einstmals, nur den Tabor (Nebo?) und berichtet, daß ich nie hineinkommen werde“; so schreibt er schon 1835 in einem Briefe an Onkel Wilhelm nach Brasilien, welcher in den „Nachgelassenen Papieren“ (1833 - 1843) aufgenommen ist. Und dem Großvater konnte allerdings Onkel Sörens damalige übergroße Neigung für zusammenhangslose (?) vielseitige Lektüre und seine scheinbare Untätigkeit wie eine beängstigende Erscheinung vorkommen, während es sich erst später, nachdem er als Schriftsteller auftrat, zeigte, daß diese Jahre keineswegs verloren gewesen waren. Die Erinnerung an des Vaters Bekümmernis war mittlerweile eine schwere Bürde für Onkel Sörens schwermütige Natur, eine Bürde, die vielleicht, dem Schatten gleich, durch die Entfernung wächst; und daß der Tod den kräftigen Greis so plötzlich hinwegriß, konnte nur dazu beitragen, den Eindruck noch zu verstärken. Gleichwohl setzte er seine alte Lebensweise fort, besuchte wie gewöhnlich Cafés und spazierte ebenso eifrig auf den Straßen; nur von 7 - 11 jeden Abend empfing er keinen Besuch. Während dieser Stunden studierte er fleißig und in kurzem war er zu dem von Großvater so sehnlich gewünschten Amtsexamen bereit.

## 10.

Nach Großvaters Tode war Onkel Christians (des Mannes von Ks. verstorbener Schwester P.) Haus der eigent-

136

liche Sammelplatz für die Kinder, wie für die erwachsenen Mitglieder der Verwandtschaft. – Neben dem großen Saal befand sich ein kleineres Zimmer, die sogenannte „blaue Stube“, und hinter dieser das Schweizerkabinett, wie es genannt wurde, der von Prof. Lorenzen gemalten Schweizeransichten wegen, die die Wände schmückten. Wenn man die Zimmerreihe weiter fortsetzte, gelangte man in das tägliche Speisezimmer. Hier, bei Onkel Christian, trafen nun zu den verschiedenen jährlichen Festen die Verwandten zusammen, und diese Zusammenkünfte trugen nicht wenig dazu bei, das Gefühl der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit und die Familientraditionen zu befestigen. Sie mögen vielleicht auch recht lebhaft gewesen sein, aber während der ganzen ersten Zeit war ich zu jung, um eine klare Vorstellung davon zu haben; denn obgleich auch die Kinder zugegen waren, so waren es doch die Erwachsenen, die die Hauptrolle

spielten. Für mich war das Ganze vielmehr ein großes Panorama, wovon ich mir beim wiederholten Vorüberlaufen die hübschesten Punkte zu näherer Betrachtung auswählte.

Auf dem Sofa, das im Hintergrunde des ziemlich tiefen Schweizerkabinetts stand, saß unabänderlich an jedem größeren Festtage eine Frauengestalt, die ich nie zu betrachten vergaß. Schon durch ihre Tracht zog sie die Aufmerksamkeit auf sich, denn diese war altmodisch, ungefähr so, wie ich sie von Großmutter's Gemälde her kannte; auch ihr ganzes Äußere, mit ihrer ruhigen, unveränderlichen Schönheit erinnerte mich an ein Gemälde, aber welch' schönes Gemälde! Die Haube, mit dem großen Hutkopf, war mit weißem Taft gefüttert; mit einer breiten Krause, mit schwerem Bande reich besetzt, schloß sie das ovale Antlitz mit den leicht geröteten Wangen fest ein. Die Nase war schön geformt, die Augenbrauen dunkel und fein gezeichnet, so daß sie in höchst charakteristischer Weise von dem Kopfputze und der beinah wachsklaren Gesichtsfarbe abstachen. Das Atlaskleid war, wie auch die Haube, beständig nach der-

137

selben Facon gemacht und wurde von einigen kostbaren Stecknadeln vorn zusammengehalten; nur die Farbe wechselte zwischen einem feinen Hellgrau und einem wunderbar schönen Rot, das sich im reichen Stoff prächtig ausnahm – ja, es hätte eines Malers Auge erfreuen können! Das war Tante Jens Lund, die Witwe des sogenannten "blauen Lund" (er trug immer einen dunkelblauen Anzug), und Mutter von zwölf Kindern, von denen neun noch am Leben waren. Ihr zur Seite hatte eine kleine gebückte Gestalt mit bemerkenswert schönem Teint und mildem Gesichtsausdruck ihren ebenfalls gesicherten Platz. Das war die "alte Tante", Troel Lunds Witwe und gleichfalls Mutter einer ganzen Kinderschar, unter der sich würdige Repräsentanten jugendlicher Schönheit fanden. Wie eine frische, im Frühlingssonnenglanz blinkende Quelle, steht ihre Tochter Frau Marie Falbe vor mir. Sie strahlte in Gesundheit und Lebensfülle; mit schelmischen Augen, welligem, nußbraunem Haar, Lachgrübchen in den Wangen und mit Zähnen wie eine Perlenschnur in dem etwas großen, aber frischen und wohlgebildeten Munde. – Onkel Peter beteiligte sich zuweilen an diesen Festlichkeiten, während Onkel Sören sich mit einem kurzen Besuche begnügte, den er auf die Nachmittagsstunde hinausschob, in der er auch sonst bei Onkel Christian vorzusprechen pflegte. Er plauderte dann ein wenig mit jedem einzelnen, freute sich aber auch des Anblickes der beiden Frauen, die, jede in ihrer Art, wirklich so schön waren, daß man ihresgleichen kaum finden könnte. Als die Kinder herangewachsen waren, wurden auch Kinderfeste veranstaltet. Ich erinnere mich des ersten Kinderballs und wie gedrückt ich mich fühlte bei der ersten Bekanntschaft mit der Kopenhagener kleinen Damenwelt, weil sie trotz der kurzen Kleider und des Hängezopfes schon nicht wenig von den routinierten Balldamen an sich hatte. Den jungen Herren, meiner Vetter Kameraden, kam es anfangs entschieden mehr darauf an, sich mit Onkel Sören, ihrem erklärten Liebling, zu amüsieren

und mit ihm zu fechten, als die Freuden des Tanzes zu kosten; es wurde immer wieder zum Tanze aufgespielt, aber keiner erschien, um seine Dame zu holen. Endlich brach ein Kavalier doch das Eis und trat rasch in die Mitte der versammelten Mädchen – aber o weh! Statt sich eine jener imponierenden Damen zu holen, verbeugte er sich in seiner Verwirrung vor mir, der Unwürdigsten und Jüngsten im Kreise! Über einen so unerwarteten Vorfall bestürzt, schüttelte ich verneinend mit dem Kopfe, aber das half nichts, die anderen stießen mich an und flüsterten mir zu, ich solle gehen; denn was es hieß "engagiert", verstand ich ganz und gar nicht. Nach diesem mißglückten Anfang mußte notwendigerweise eine kleine Pause eintreten, ehe ein neuer Held, und diesmal mit besserem Erfolg, sich wieder hereinwagte; bald darnach ertönte ein Walzer und der Tanz war endlich in vollem Gange.

## 11.

Da wir bald nach meinem Eintritt in die Schule mit der Nachricht überrascht wurden, daß Onkel Sören sich verlobt habe, sollte ich auch in Onkel Christians Hause die "neue Tante" zum erstenmal sehen. Das war ein allerliebstes achtzehnjähriges Mädchen, mit uns Kindern bis aufs Äußerste zärtlich und um unsere Gegenliebe eifrig bemüht; was im gegebenen Falle nicht gerade schwer war! Bald darauf wurden wir in das Haus ihrer Eltern eingeladen, wo alle, und nicht zum wenigsten Onkel Sören selbst, ihr Möglichstes taten, um uns vergnüglich zu unterhalten. Aus den Fenstern ihres väterlichen Hauses erinnere ich mich auch den Einzug der Prinzessin Marianne, der Braut des Kronprinzen, gesehen zu haben. Aus diesem Anlaß fand sich bei „Reginas“ Eltern eine große Versammlung ein, und besonders viele Damen, und alle fragten eifrigst nach ihrem Verlobten.

139

Aber er war, zu ihrer großen Verwunderung, gerade an diesem Tage mit seinem zukünftigen Schwiegervater in den Wald gegangen; er war übrigens nicht der einzige, der damals Sonderbarkeiten hatte!

Im Laufe des Sommers war Reginas Geburtstag, und ich erhielt die Erlaubnis, sie zu besuchen. Sie war liebevoll wie gewöhnlich, aber es schien mir doch, als ob ich auf dem bisher so hellen Himmel Schatten wahrnähme. Beim Abschied begleitete sie mich durch den Hof bis zu Slotsholmside. Hier sagten wir einander noch einmal Lebewohl, und noch lange sah ich sie im klaren Sonnenschein, mit der Hand vor den Augen auf demselben Fleck stehen und mir noch einen letzten Gruß zunicken. Daß es wirklich „der letzte“ werden würde, wußte ich damals noch nicht, und doch ging ich heim mit dem Gefühl, als ob etwas Kummervolles in der Luft schwebte. Einen bestimmten Ausdruck konnte ich dieser Ahnung nicht geben, auch hörte ich später nicht das Geringste und wußte auf diese Weise nicht, daß Onkel Sören die Verlobung aufgehoben hatte, als nun bald nach unserem Herbstumzug in die Stadt die Nachricht kam, daß wir Kinder zu ihm auf Be-

such kommen sollten. Er wohnte damals im alten Hause auf dem Nytorv, zusammen mit Onkel Peter, der sich vor kurzem mit Henriette Glahn verheiratet hatte. – Als wir Kinder vom Gammel Torv und von der Köbmagersgade, nach denen auch geschickt worden war, an jenem Abend hinkamen, empfing uns Tante Henriette sehr freundlich und freute sich darüber, daß wir so von selbst darauf verfallen wären, sie zu besuchen; aber sie wurde sich bald ihres Irrtums bewußt, als Onkel Sören eintrat, um uns zu sich abzuholen. Er sah sehr bewegt aus und statt des gewöhnlichen Scherzes küßte er mich so sanft aufs Haar, daß mir ganz weich ums Herz wurde. Einen Augenblick darnach wollte er zu uns sprechen, brach aber statt dessen in heftiges Weinen aus, und ohne recht zu wissen weshalb – so ging es mir wenigstens – sondern bloß von

140

seinem Schmerz ergriffen, schluchzten wir bald alle mit, wie unter der Last eines gemeinsamen, tiefen Kummers! Onkel Sören nahm sich indessen bald zusammen und erzählte uns, daß er in diesen Tagen nach Berlin reisen wolle, vielleicht um längere Zeit fern zu bleiben. Wir mußten ihm deshalb versprechen, ihm fleißig zu schreiben, da er sich sehnen würde zu hören, wie es einem jeden von uns ginge. Unter vielen Tränen gaben wir unser Versprechen. Im Wohnzimmer, wohin wir bald darnach zurückkehrten, fanden wir Onkel Peter, der seiner Frau vorlas. Uns zur Ehre wurde nun ein Lotteriespiel und andere Spiele vorgenommen und alle waren bemüht, uns wieder etwas zu zerstreuen. Es dauerte aber lange, ehe es einigermaßen gelang, und da Onkel Sören gerade die Tür öffnete, um nach dem einen oder dem andern zu fragen, erinnere ich mich, daß es mir bei dem Gedanken, er könnte glauben, wir dächten nicht mehr an ihn, ins Herz schnitt. Er selbst sah so aus, als ob er geweint hätte, seitdem wir ihn verlassen.

## 12.

Ich war damals noch nicht zwölf Jahr alt und ziemlich unbewandert im zusammenhängenden Schreiben, nichtsdestoweniger wurde das Versprechen treulich gehalten und ich erhielt ebenso regelmäßig Antwort auf meine Briefe. Einmal, ich erinnere mich dessen noch, kam in einen Brief etwas Schwung; das war so zugegangen: Auf dem Rückwege aus der Schule ereignete sich das Merkwürdige, daß ich mich plötzlich unter einer Menschenschar befand, die einen Wagen umringte, der in gemäßigter Fahrt sich vom Rathause nach Nørregade bewegte. Ich sah Begeisterung in jedem Antlitz; aus dem Wagen beugte sich ein Mann vor mit einem wahrhaft interessanten Kopf, und dieser Mann war es, den aller Blicke suchten, während der Name „Orla Lehmann“ von Mund zu Mund flog! Er hatte eben

141

seine bekannte Verteidigungsrede gehalten, soviel hörte ich. Auf welche Weise sich das übrige für mich klärte, weiß ich noch bis jetzt nicht, zu Hause hatte ich bestimmt nichts gehört. Die Eltern folgten nämlich den Freiheitsbewegungen

jener Zeit nicht mit Sympathie; und in solchen Fällen verhielt sich Mutter so, als ob sie die Richtigkeit des Satzes voll anerkannte: „Sprich über ein Ding, so bekommt es Macht“, was auch sagen will: sie schwieg. Es mag wohl in der Luft gelegen haben; denn in einem Augenblick war ich auf meine Weise mitten in der Situation und voll von jenem jugendlichen Haß gegen Unterdrückungen, welcher nicht viel mehr versteht, als daß alles Bestehende eine Unterdrückung und derjenige ein Held ist, der sich dagegen auflehnt! Nachdem ich einige Zeit mit dieser neuen Leidenschaft in der Stille umgegangen war und es mir nicht möglich war sie damit abzukühlen, daß ich, gleich meinen Schulfreundinnen "Orla Lehmanns Brustzucker" in großen Quantitäten verspeiste, verfiel ich eines schönen Tages darauf, mich Onkel Sören anzuvertrauen. Unglücklicherweise mußte es geschehen, daß Mutter diesmal gerade meine Ergüsse las, wornach sie nur ganz trocken bemerkte: „Diesen Brief will ich dir raten umzuschreiben; denn jene Sache interessiert Onkel Sören nicht“, und da ein solcher „Rat“, früheren Erfahrungen zufolge, mit einem Befehl gleichbedeutend war, mußte ich hübsch fein einen neuen anfangen, worin nun die Sätze, unmittelbar nach der starken Lyrik des ersten, etwas gedrechselt ausfielen, dafür aber die verschiedenen Ereignisse im Hause genauer erzählt wurden.

### 13.

Es war gewiß bald nach Onkel Sörens Rückkehr aus Berlin, da erinnere ich mich eines Abends, den wir Kinder bei ihm zubrachten. Seine alte Wohnung auf dem Nytorv hatte er damals schon verlassen, er wohnte in der Nørregade. Wir

142

trafen rechtzeitig bei ihm zusammen und wurden vom Wirte mit einer gewissen Feierlichkeit empfangen, während Emil Boesen, der jetzige Stiftspropst in Aarhus, der bei Onkel zum Besuch war, sich schleunigst entfernte, um beim Arrangement nicht zu stören. Als wir ins Zimmer traten, schenkte Onkel Sören meiner Cousine und mir einen Maiglöckchenstrauß, was mit Bezug auf die Jahreszeit eine ziemlich große Seltenheit war, und teilte darnach einem jeden hübsche Geschenke aus. Kaum waren wir mit dem Bewundern der verschiedenen Sachen fertig, als "Anders", Onkel Sörens treu-bewährter Diener, der wohlbekannte Überbringer vieler freudiger Überraschungen zu Weihnachten und zu den Geburtstagen, meldete, der Wagen halte vor der Tür. „Nun, so laßt uns einsteigen!“ rief Onkel Sören. "Wohin?" – ja, das bekam keiner zu wissen, bis wir an den vorher mit dem Kutscher verabredeten Stellen hielten, wo die größten Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen waren. Seltsamerweise ist das einzige, dessen ich mich von jener Spazierfahrt erinnere, ein Seehund, dessen melancholische, menschenähnliche Augen einen tiefen Eindruck auf mich machten. Nachdem wir zurückgekehrt waren, spielten wir Lotterie um verschiedene Gegenstände, meist Bücher; darnach kam das Abendessen, das aus belegten Butterbrotten, einem Marzipankuchen mit einem ganz besonders prachtvollen, blumengeschmückten

Aufsatz bestand und – Champagner! Onkel Sören war der aufmerksamste Wirt und Anders ebenso flink als Kellner. – Da aber die Kinder zu jener Zeit nicht so verwöhnt wurden wie jetzt, gefiel diese Bewirtung weder Vater noch Mutter, ebenso hielten sie das Arrangement des ganzen Abends für ziemlich übertrieben. Ich hörte Äußerungen, wie „die Kinder verwöhnen“, welche von einigen anderen kleinen Seitenhieben auf diesen „phantastischen Menschen“ begleitet waren. Faßten sie aber dieses Fest als einen unbegründeten Einfall auf, so irrten sie sich, glaub' ich. Mir wenigstens steht es fest,

143

daß er ein bestimmtes Fest zu feiern die Absicht gehabt hatte, dessen Anlaß vielleicht für ihn selbst bedeutungsvoll war, für uns aber ein Geheimnis blieb. Bald darauf schrieb er ja: „Es ist vorbei, meine Jolle ist flott, im nächsten Augenblick bin ich wieder da, wo die Ideen mit elementarem Toben sich brechen, wo die Gedanken lärmend aufstehen wie die Nationen in der Völkerwanderung; da, wo zu einer andern Zeit eine Stille herrscht wie der Südsee tiefes Schweigen, eine Stille, in der man sich selbst reden hört, wenn die Bewegung nur im eigenen Innern vorgeht; da, wo man jeden Augenblick das Leben einsetzt, es jeden Augenblick verliert und wieder gewinnt!“ – Möglicherweise hat er damals gewünscht, uns noch einmal zu versammeln, ehe er weiter hinausfuhr auf diese einsame Tiefe; trotz der äußeren Lebhaftigkeit und Freude ist es doch ein Abschiedsfest gewesen, und es lag Wehmut in seinem Gemüt!

Wirklich wurden wir nicht mehr in dieser Woche zu ihm eingeladen und nie mehr sollten wir alle zusammen in seinem Heim uns eintreffen. Wir besuchten ihn einzeln, sahen ihn, wenn er selbst zum Besuch kam, meist bei Onkel Christian, oder begegneten ihm auf der Straße, wo er uns immer zu treffen wußte, entweder wenn er uns etwas zu sagen hatte, oder es ihn darnach verlangte, uns zu sehen. Einen lebhaften Eindruck von diesen Begegnungen habe ich ganz besonders von meiner Schulzeit her. Gleichwie das Zusammenleben in Lyngby und mehrere frühere Besuche waren auch diese Begegnungen nicht immer ohne einen kleinen Stachel. In jenen leichtsinnigen Tagen hatte ich unter vielen andern Fehlern auch die Gewohnheit mit „Tulpenfingern“ in den Handschuhen zu spazieren, und wie es so oft der Fall ist, unterwarf ich mich lieber unzähligen Unbequemlichkeiten, um der einen zu entgehen – meine Handschuhe zusammenzunähen.

144

So erfand ich, um meinen Mangel an Ordnung und Zierlichkeit zu verbergen, jedesmal beim Geben der Hand meinen Handschuh rasch auszuziehen, und als Grund dafür berief ich mich auf Christian VIII., der solches aus Höflichkeit immer tat! Bei einem solchen Manöver vor Onkel Sören war ich nun eines Tages so unglücklich, einen mit Tinte befleckten Finger vorzuzeigen, worauf er gleich rief: „Nein, bist du nun so gelehrt, daß du mit Tintenflecken auf den Fingern herumgehst, so darf ich wahrlich nicht mehr mit dir reden!“ Und damit entfernte er

sich schleunigst. Ein anderes Mal ging es mir noch schlimmer, und wiederum war ein Versäumnis an der Niederlage schuld. Als erste Bedingung für Ordnung wurde in der Schule Löschpapier in den Schreibheften verlangt. Aber ich war nicht die Einzige, die diese Regel oft vergaß und hatte deshalb Gelegenheit, eine Schulkameradin zu bewundern, die, wenn Tintenflecke kamen, sie geschwind mit ihren schwellenden Lippen aufzusaugen verstand. Einst, als ich von der bloßen Bewunderung zum Nachahmen schreiten wollte, wurde ich im entscheidenden Moment so sehr von Widerwillen erfüllt, daß all' die Tinte, die ich einzusaugen mich nicht entschließen konnte, unglücklicherweise auswendig an meinem Munde haften blieb; und da ein Spiegel in der Schule überflüssig schien, geschah nun das noch Unangenehmere, daß die Spuren noch nicht ganz verschwunden waren, als ich mich auf den Heimweg aufmachte. Nun wollte es das Schicksal, daß ich wiederum Onkel Sören begegnete, der mich diesmal keines Wortes würdigte, sondern nur mit tiefer Verbeugung lächelnd an mir vorüberging!

Zu anderer Zeit dagegen war lauter Freude und Harmonie zwischen uns; er belustigte sich dann damit, „seine kleine Nichte“ Einzelnen, die er gerne hatte, vorzustellen: „Da drüben geht Prof. Sibbern, komm nur, so wirst du den Mann etwas näher ansehen können“ usw. Im ganzen genommen waren Kopen-

145

hagens Straßen für ihn wie ein Empfangszimmer im Großen, worin er sich früh und spät bewegte und mit allen sprach, zu denen er Lust hatte.

Eine kleine Begebenheit aus der Schulzeit, in der der vorher erwähnte Anders als Necker auftreten mußte, fällt mir eben noch ein. Es war an meinem zwölftägigen Geburtstage, da brachte mir Anders am Morgen früh einen Brief von Onkel Sören, der, als ich ihn öffnete, nur eine ziemlich primitive Bleistiftzeichnung enthielt, eine Blume darstellend, die er mir zur Feier des Tages schenkte. Unter der Zeichnung stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Aber zeige sie ja niemand, das macht mich verlegen!“ Das bezog sich darauf, daß ich kurz vorher ihm eine Zeichnung verehrt hatte, und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit mich dieses echten Schulmädchenausdrucks bedient hatte! Aber ich hatte kaum Zeit gehabt über diese unerwartete Behandlung unwillig zu werden, als der unverdrossene Anders mit einem neuen Brief von ganz anderem Inhalt wiederum erschien, und ein Paket überreichte, das Paul Möllers hinterlassene Schriften enthielt. Gerade einige Tage vorher hatte ich mich durch die Vettern eines Buches bemächtigt, das mich bald in dieselbe Stimmung versetzte, in der sich der Mann befand, von dem der König von Spanien die Bemerkung gemacht hatte: „Entweder ist er verrückt, oder liest er Don Quixote!“ Das war die Geschichte vom „Kraushaarigen Fritz“, die mich zu unbändigem Lachen brachte; und da ich nun diesen Schatz als mein rechtmäßiges Eigentum in Händen hielt, wurde ich von solcher Begeisterung übermannt, daß ich kaum Worte finden konnte, dieselbe Onkel Sören auszudrücken. Gleichwohl war er etwas enttäuscht darüber, daß der Zufall ihm zugefallen war, und er nicht der erste war, der mir „Paul Mül-

ler" gab. – Später schenkte er mir keine Bücher mehr, am allerwenigsten seine eigenen – das war gegen sein Prinzip! Dagegen hatte ich freien Zugang

146

zu seiner Bibliothek und durfte die Bücher behalten, so lange ich wollte. Meine musikalische Entwicklung schien er späterhin fördern zu wollen; Geschenke wie „Die weiße Dame“, „Figaro“ und mehrere andere erinnern noch daran. Doch geschah das nur, damit ich in aller Bescheidenheit meine eigene Seele mit dem Zauber der Töne zu erfreuen lerne, und in keiner Weise irgend welcher „Fortschritte“ wegen, – „das einfachste Brot ist das beste“, pflegte er zu sagen.

#### 14.

Meiner Konfirmation erinnere ich mich, aber nicht als jenes Tages, dessen Ernst und Feierlichkeit in irgend einer Weise entscheidend in mein Leben eingegriffen hätte; auch waren die Vorbereitungen zu demselben nicht viel mehr als im großen eine Wiederholung der einmal gelernten Sprüche und Lieder. Dagegen ist dieser Tag mir als Familienfest in freundlicher Erinnerung geblieben. Als wir aus der Kirche zurückkamen, saß Onkel Sören bei uns und wartete auf uns; er besuchte uns sonst selten, seitdem Vater sich wieder verheiratet hatte. Auch blieb er an jenem Tage nicht lange bei uns, aber den Tag darauf sandte er mir mit einem Geschenk einen Brief, in dem er seine guten Wünsche für mich ausführlich aussprach.

Einige Zeit nach meiner Konfirmation wurde meine Cousine und ich zu Onkel Peter nach Petersborg (nicht St. Petersburg!) eingeladen, wo er Pfarrer war. Damals lag meine kränkliche Tante noch nicht zu Bett, erst späterhin ward sie ohngefähr für 30 Jahre an dasselbe gefesselt. So erreichten wir denn an einem schönen Sommerabend den freundlichen Pfarrhof, in dessen Garten man noch deutlich die Spuren erkennt, daß er zu einer alten Ritterburg gehört haben muß, denn er ist bergauf – bergab auf den Resten der früheren Wälle angelegt.

147

Den ersten Sonnabend nach unserer Ankunft rollte ein Postwagen mit einem einsamen Reisenden in den Hof. Es erwies sich bald, daß der Einsame Onkel Sören war und nun wurde Alarm geschlagen! Der Sonntagmorgen brach mit wolkenlosem Himmel an, so wurde denn der Mittagstisch im Freien gedeckt auf einem der Hügel im Garten, und ich erinnere mich noch wie lebhaft Onkel Sören das Wort führte, wie viele unterhaltende Geschichten und Bemerkungen er zum Besten gab. Aber am Abend, als wir uns am kleinen See auf dem Grase lagerten, war die sprudelnde Lustigkeit wie mit einem Schlage vorbei; in tiefem Schweigen brütete er vor sich hin, und erst als der Mond wie eine halbverwischte Totenmaske vom blassen Juni-Himmel auf uns niedersah, brach er die Stille, um ihn mit gedämpfter und feierlicher Stimme in Öhlenschlägers Worten aus "Aladin" zu begrüßen:

„O bleicher Mond!  
Der du der Erde Zeiten abmissest,  
Warum warst du so karg, du kalter, gegen mich,  
Du fahler Geizhals?“ usw. – –

Den Tag darauf machte Onkel Sören, trotz aller unserer Überredungen, sich schon auf den Heimweg auf, – er gönnte sich nie lange Ferien!

## 15.

Charakteristisch war die Zeit, die sich nun nach meiner Konfirmation vor mir ausbreitete, keineswegs. Wie wunderbar lang und farblos waren doch alle die Jahre, wie ausgedörrt und bewegungslos von Grund aus war dies Leben für mich! Alles war so wohl geordnet, das eine Rad griff so genau in das andere ein, daß die Bewegung beinah mechanisch wurde und jede Veränderung undenkbar. Kenntnisse, – darnach verlangte mich, so lange noch etwas Frische in meiner Seele vor-

148  
handen war; aber wie eine eiserne Mauer erhob sich dagegen sowohl jener Zeit Gewohnheit, als auch ganz besonders Mutters Wille. Vielleicht war mein Verlangen nicht energisch, nicht selbstbewußt genug. Wie eine Träumende bedurfte ich von Kind auf anderer Hilfe, damit all die gärenden, sich selbst verzehrenden Kräfte eine Aufgabe im Leben, die Gaben eine passende Entwicklung finden könnten. Aber nicht einmal wenn ich mich an Onkel Sören gewandt hätte, der früher mit seinem Scharfsinn meinen Drang wahrgenommen und dafür gesorgt hatte, daß ich in die Schule komme, würde ich eine andere Antwort gefunden haben als seinen Lieblingssatz: „Das einfache Brot ist das beste“. Denn er hielt, da er mich angefochten und betrübt sah, jedes Eingreifen seinerseits für unzeitig und gar störend für die möglicherweise – keimende Entwicklung zum Ewigen und zu dem Einen, das Not tut, die in mir in Bewegung gekommen sein könnte. Da wurden die großen „Unzufriedenen“ des Jahrhunderts meine liebste Lektüre, war die Zeit auch knapp, so war doch die Leidenschaft um so größer; ich verstand Claudius' Wort: „wenn man ein Buch beschwört, kommt der Geist hervor!“ der zerrissene, melancholische Geist war mir nur allzu sympathisch! Da wurden auch Onkel Sörens Bücher meine liebsten Gefährten; aber nach den „Pseudonymen“ (den ästhetischen und philosophischen Schriften unter anderem Namen) folgten die religiösen Schriften. Und im Gegensatz zu so vielen, fand ich sie nicht streng oder die Forderung in denselben nicht genug gespannt für mich, die ich nach eines Freundes Wort, „wie in einer beständigen Tragödie umherging“, es waren nur milde, tröstende Worte, die ich mit Begierde einsog.

## 16.

Ein paar Jahre vor Onkel Sörens Tode war ich mit einigen Freundinnen in der Grundtwigianischen Vartov-Kirche

gewesen. Da begegnete ich unterwegs Onkel Sören, der wie nebenbei mit einem Lächeln bemerkte: „Es dürfte doch nicht gut sein, nach Vartov zu geraten!“

Über Onkel Sörens letzte Augenblicke meinte Vater einen Wink erhalten zu haben durch einen klagenden Seufzer der wohlbekanntesten Stimme, den er gerade an jenem Abend und um die Stunde gehört hatte, die sich späterhin als seine letzte in dieser Zeitlichkeit erwies.

So selten Vater auch Onkel Sören sah, und wie fremd er auch seiner ganzen geistigen Entwicklung gegenüberstand – was er selbst recht drollig damit zu beweisen pflegte, daß er von einem Bild erzählte, das Onkel Sören ihm geschenkt hatte als Lohn dafür „daß er so vernünftig wäre, niemals ein Jota von seinen Schriften zu lesen!“ – so war es doch nicht anders möglich, als daß dieser Schwager ihm teuer war. Er war seiner verstorbenen Frau Lieblingsbruder, welcher viel Verwandtes mit ihr hatte, und dazu empfand Onkel Sören seinerseits eine warme Zuneigung zu Vater. Eines kleinen Briefes, den nur ein glücklicher Zufall vor den Flammen gerettet hatte, muß ich hier gedenken. Er war von Onkel Sören zu einem von Vaters Geburtstagsfesten geschrieben worden, und in ihm erkannte Onkel in herzlicher Weise seinen Wert an; Vaters stille Beharrlichkeit, unverändert derselbe zu sein, wurde ihm ganz besonders angerechnet.

Was aber das Bild anbetrifft, welches von jener scherzenden Anerkennung begleitet war, so war dasselbe doch eigentlich mehr ein Geschenk als Dank dafür, daß Vater Onkel Sörens Geldangelegenheiten besorgte. Eine beschwerliche Arbeit war das übrigens nicht; denn nach Onkel Sörens eigener Anordnung wurde sein Vermögen ganz einfach in Teile geteilt, die er allmählich mit großer Gemütsruhe aufbrauchte. Er war nicht reich, teilte im stillen mit manchem Bedrängten und tat nichts, um seine Existenz und Zukunft zu sichern. Sicherheit des

150

Besitzes und was die Welt „Erfolg“ nennt, achtete er bloß als aufhaltend und belästigend auf dem Wege zum Ewigkeitslande. In stiller, täglicher Selbstverleugnung suchte er dieses sein Ideal zu verwirklichen, welches freilich von dem eifrigen Streben der Menge sehr weit entfernt war. Ich erinnere mich jenes Tages noch, als Vater aus dem Bankgeschäft nach Hause gekommen war und erzählte, daß Onkel Sören dort bei ihm gewesen sei, um seine letzte Partie Geld abzuholen. Das war im Herbst 1855. Vater hatte ihn betrübt und fragend angesehen, und er hatte mit einem langen, ernsten Blick geantwortet. „Gott weiß, woran Sören denkt!“ hatte Vater beim Erzählen mit einem Seufzer hinzugefügt. (Er starb am 11. November 1855!)

Ogleich Onkel Sören Onkel Christian viel öfter besuchte als Vater, war diesem Onkel Sörens Natur dennoch völlig fremdartig und seine Entwicklung ebenso unverständlich. Mehr als einmal habe ich mich als Kind über die in aller Gutmütigkeit geführten Debatten amüsiert, die beinahe immer damit endigten, daß Onkel Sören seinen Kopf von seinem Gegner ganz abwandte und in den leeren

Raum blickend mit einem Gesicht, das von Satyre sprühte, und mit Nachdruck auf jeder Silbe, nur die vier Worte aussprach: „Das war wie Satan!“

Als – eine ganze Reihe von Jahren darnach – der erste Band der "Nachgelassenen Papiere" erschienen war, erinnere ich mich gleichfalls, daß ich mit einem Lächeln Onkel Christians Bemerkung mit Bezug auf dieselben hörte: „Ja, ist das nicht ein unheimlicher Gedanke, daß ein Mensch, der immer vergnügt aussah, so bodenlos melancholisch gewesen sein soll; aber wie sollte man bei guter Laune sein, wenn man in dieser Weise sein Vermögen verzehrt!!“ Doch dies ist nur ein Geringes im Vergleich zu den verkehrten Auffassungen, die ich später von Fremden über diesen Punkt gehört habe. – Ich kann es nicht unterlassen eines Traumes, den ich ge-

151

habt habe, Erwähnung zu tun, in dem Onkel Sören gegenwärtig war und der mich durch seine ungewöhnliche Deutlichkeit bewegte, obgleich von demselben nicht gesagt werden kann, daß er etwas ausgesprochen Übernatürliches enthalte. Weshalb er auf mich Eindruck gemacht hat, kann ich hier nicht näher erklären; nur so viel kann ich vorausschicken, daß es zu einer Zeit war, wo ich Kummer gehabt und wo zugleich eine gewisse Unruhe in religiöser Hinsicht mein Gemüt erfaßt hatte. So träumte ich eines Nachts, daß ich meinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machte, und daß Onkel Sören plötzlich, wie in alten, vergangenen Zeiten, sowie er leibte und lebte mir entgegenkam! Man sagt, daß nach Verlauf von 10 Jahren auch das beste Gedächtnis das Bild eines Verstorbenen nicht mehr ganz genau bewahren könne. Es waren nun über 10 Jahre nach seinem Tode vergangen, aber in bestimmteren Zügen hätte auch nicht das volle Leben und das klare Tageslicht ihn meinem Auge vorführen können. Schon mit einer wohlbekanntem Bewegung breitete er sein großes, weißes Taschentuch aus; und wie er so mir gerade gegenüberstand, – mit welcher Zärtlichkeit und Teilnahme betrachtete er mich da! Was er sagte, kann ich nicht wiedergeben, eigentlich weiß ich gar nicht, ob er Etwas sagte; aber mit jener geisterhaften Art und Weise, wie das im Traume geschehen kann, erhielt ich doch Beides – die Voraussage, daß die Veranlassung zu meiner Sorge und meinem Kummer fortdauern würde, und zugleich auch Trost, dazu noch einen Wink, welcher andeutete, daß ich mit Onkel Peter darüber sprechen sollte! Wirklich war die erste Neuigkeit, die ich am nächsten Morgen hörte, die Nachricht, daß Onkel Peter noch am selben Abend von Aalborg nach Kopenhagen kommen würde; da folgte ich dem Wink und nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern bei mancher späteren habe ich Trost und Beruhigung im Gespräch mit ihm gefunden. – —

152

17.

Doch – noch lebte damals (Abschnitt 15) Onkel Sören, ob ich ihn auch viel seltener sah, als während meiner Kindheit, wo er immer dafür gesorgt hatte, uns Kin-

der in kürzeren oder längeren Zwischenräumen zu treffen. Daß der nächste Grund zu dieser Veränderung seine Furcht war, uns in eine Art Öffentlichkeit hineinzuziehen, deren Gegenstand er selbst durch den Mangel an Verständnis bei der großen Masse gelegentlich wurde, wußte ich eigentlich wohl. Er hatte es in Bezug auf mich einem gemeinsamen Bekannten gegenüber ausgesprochen, aber wie weit entfernt war ich damals es zu verstehen, welches Opfer er damit brachte! – – Gleichwohl erinnere ich mich, wie der Nachdruck, mit dem er sich beinahe entschuldigend erklärte, daß er mich im Laufe des Jahres nicht mehr als dreimal gesehen habe, mich verwunderte, als er an einem Sommerabend seiner Gewohnheit zuwider zu Fuß nach dem alten Bakkehus („Hügelhaus“), wo wir damals wohnten, kam! Das wäre eine Veranlassung gewesen, über solches Rechenexempel tiefer nachzudenken; nur wäre das auch nicht nach seinem Wunsche gewesen! Jener Abend steht aber deutlich vor mir. Es war ein heißer Tag gewesen, ermüdend für viele; und nun schien es, als ob die Natur selbst ausruhte nach der Sonne heißer Umarmung. Sogar die immer raschelnden Pappeln schienen einen Augenblick in schläfriger Ruhe zu schweigen, und der alte Hof lag in dämmerig-schimmernden Ruhbettschleier gehüllt, während allerwärts aus Häusern und Höfen die Einwohner herauskamen, um die abgekühlte Luft zu genießen. Im benachbarten Gehöft, beim damaligen Minister Hall, saß noch ein ganzer Kreis von Herren draußen, als wir Onkel Sören auf dem Wege nach Kopenhagen zurückbegleiteten. „Sie versprachen auf dem Rückwege zu uns hineinzusehen, Dr. Kierkegaard“, wurde einstimmig hinter ihm hergerufen. „Ja, ich sehe ja

153

auch hinein, soviel ich kann!“ lautete die neckische Antwort, während er nickte und seinen dünnen Stock in der Luft schwang. Einmal, als ich ihm in jener früheren Jugendzeit begegnete, neckte er mich damit, daß er mir nicht das Recht einräumen wollte, meine „Meinung“ zu haben in dem einen oder andern Gesprächsthema. In einem darauffolgenden Disput, in welchem ich ihm meine Würde und mein Alter auch auf geistigem Gebiet zu beweisen suchte, kam ein Argument vor, das ihn augenblicklich schlug; ich äußerte nämlich: „Ja, gewiß, denn ich habe gelernt, die Liebe zu würdigen“. Mit veränderter Miene, mit vollem Ernst in der Stimme, antwortete er ebenso schnell: „Das ist was Anderes, so hast du recht; jetzt sehe ich, daß du wirklich erwachsen bist!“ Es steht noch vor meiner Erinnerung, wie er in einem Übermaß von Ehrerbietung seinen Hut abnahm und sich vor mir verneigte.

18.

In den letzten Jahren seines Lebens begegnete ich einmal Onkel Sören auf der Straße. Im Gespräch äußerte er seine Verwunderung darüber, daß mein Interesse für Shakespeare's „Hamlet“ mich dazu bewogen hätte, das Stück wieder und wieder zu lesen, sowohl im Original, wie in der Übersetzung, und der Aufführung desselben bis in die kleinsten Details mit Spannung zu folgen. Ich suchte

seine Teilnahme für die Sache dadurch zu gewinnen, daß ich ihn fragte, ob er durch dieses merkwürdige Drama nicht selbst gefesselt werde, ob es ihn nicht auch bewege. „Gewiß, aber mit mir ist es eine ganz andere Sache“; und da ich ihn fragend ansah, fügte er wie erklärend hinzu: „Das kannst du jetzt nicht verstehen – einmal wirst du es vielleicht verstehen!“

154

Später habe ich, beim Gedenken an diese Worte, mit Wehmut gefühlt, welche sympathische Beziehung in jener Periode seines Lebens, zwischen ihm und dem schwermütigen Prinzen statthaben mußte, bei dem "des Entschlusses Morgenröte" stets vor der "bleichen Überlegung" wich, und dem der Geist aus dem Innern der Erde beständig zurief, er solle reden und handeln! Eine solche mahnende Stimme, wohl nicht aus der Tiefe der Erde, aber aus der Tiefe seines eigenen Innern, hat auch für Onkel Sören geredet, und scharfhörig, wie er durch lange und treue Übung im Dienste der Idee geworden war, hat er sich auch nicht über den Sinn geirrt.

Er hat wohl verstanden, was seine Mission im Leben sei, hat mit Angst verstanden, daß der schwerste Teil seines Weges nun zurückzulegen sei, daß auf eine ganz andere Art Schweigen geboten werden müßte, um das Recht des Ideals vor einem schwächlichen und verwöhnten Geschlecht zu heben, um auf das Gefährvolle eines gedankenlosen Besuchens der Staatskirche hinzuweisen, um mit einem Wort: zu wecken, alle Schlafenden und Sichern aufzurütteln – und die Menschen liebten doch den Schlaf und die Sicherheit! Aber nach der Glut des Entschlusses hat die bleiche Überlegung ihn gleichfalls versucht, sie hat ihm gesagt, daß er, menschlich geredet, im Kampfe erliegen würde. Sie hat ihm gezeigt, weshalb er, der doch von der Natur mit so eminenten Klugheit ausgerüstet wäre, daß er Solchem geschickt entgehen könnte, – sich bloßstellen sollte vor Allen und Jedem, und daß sowohl plumpe wie schneidige Waffen gegen ihn gerichtet werden würden, hat ihm endlich gezeigt, daß auch er selbst dazu kommen würde, Wunden und Stöße auszuteilen, die ihn tief schmerzen möchten! Aber, wenn man allein auf dem Wahlplatze steht, kann man nicht weichherzig werden (von Natur war er es gerade und nicht in geringem Maße!)! Die hohe und reine Schönheit der Idee hat ihn im Streite gestärkt; wer hätte auch mit mehr Recht in ihrem

155

Lichte kämpfen können, als er, der so vollkommen frei über seiner Zeit stand, so fremd allem persönlichen Groll, wie aller persönlichen Interessiertheit! Aber er stritt zuletzt als Einer, der nur noch kurze Zeit vor sich hat und deshalb gewaltig Alles auf die Spitze treibt. Er fühlte die Erde unter sich wanken! Kein Wunder deshalb, daß Fehler und Einseitigkeiten hierin aufgewiesen werden können. Einseitigkeit, ja, das ist eine Anklage; aber man denke doch daran, daß ohne kräftige Einseitigkeit selten etwas ausgerichtet wird; durch die engen Klüfte geht der reißende Strom. Diejenigen Menschen, deren Beruf es ist, den „Schatz“ zu heben, den Wahrheitsaugenblick, der verloren gegangen oder verschwunden ist im

Zeitwirbel – sie haben kein Auge für etwas anderes als für das Eine, dem sie mit demütiger Treue und Beharrlichkeit ihrer Tage Freude und ihrer Nächte Ruhe, ja ihr Herzblut opfern, wenn es sein muß! Andern kommt es dann zu, das Gewonnene zu ordnen, in Reih' und Glied zu stellen und – Fehler zu finden!

In jener letzten Kampfeszeit, in jenem strengen Jahr, vergaß Onkel Sören aber doch nicht an seine Nächsten zu denken. Ich weiß nicht mehr bestimmt, ob er es zunächst war, der Onkel Christian und meine Cousine auf den Gedanken brachte eine ausländische Reise zu unternehmen, deren Ziel Paris und London waren, wohin mein Vetter und mein nächstältester Bruder kurz vorher gereist waren; aber er freute sich dessen und mit Bestimmtheit weiß ich, daß er dafür sorgte, daß ich mitkäme. Das Gefühl, daß wir uns den Streit zu sehr zu Herzen nehmen würden, ängstigte ihn, und so bot er uns dann den Abschied mit zufriedenen Gesicht, ja fand noch im Augenblick des Abschieds die Möglichkeit, mit seiner alten neckischen Art mir ins Ohr zu flüstern: „Und vergieß schließlich auch nicht deine Muttersprache!“

156

#### 19.

Zu Anfang desselben Herbstes verbreitete sich dann plötzlich die Nachricht, Onkel Sören sei bewußtlos auf der Straße hingefallen; ein Wagen war geholt worden und man brachte ihn ins Friedrichshospital. Die Nachricht erreichte mich bei Fremden; ich eilte nach Hause und konnte mich noch gerade Vater anschließen, der eben zu Onkel Sören gehen wollte. Ob es im Hospital selbst, oder auf dem Wege dorthin war, daß Onkel Sören, wie ich hernach hörte, gesagt haben soll: „ich komme hierher um zu sterben“, weiß ich jetzt nicht mehr. Daß aber mitten unter die Schmerzen und unter die Wehmut sich ein seliges Siegesgefühl gemischt hatte, davon erhielt ich den Eindruck, als ich in das kleine Zimmer eintrat und dem Lichtstrahl begegnete, den sein Antlitz gleichsam ausströmte! Niemals habe ich in gleicher Weise den Geist die irdischen Hüllen durchbrechen und denselben einen Glanz mitteilen sehen, welcher derselbe war, der den Leib des Auferstandenen am Ostermorgen verklärte! Als ich später einmal wieder zu ihm eintrat, war der Eindruck wieder ein anderer und das Schmerzhafte der Krankheit in den Vordergrund getreten. Aber jenes erste Mal, so wie seinen liebevollen Abschied, vergesse ich nicht!

#### 20.

Als diese letzte kummervolle Krankheitszeit am 11. November 1855 durch den Tod ihr Ende fand, war ich von der Vergangenheit so in Anspruch genommen, daß der Gedanke um das, was vor mir lag, mich gar nicht erreichte. Ob es den anderen ebenso ging, weiß ich nicht; keiner glaubte sich vielleicht befugt, sich der Angelegenheit anzunehmen; der Eine verließ sich auf den Anderen und so kam es, daß kleine Zufälligkeiten das

157

Bestimmende wurden, so z. B. hinsichtlich der Wahl des Begräbnistages. Daß er auf einen Sonntag festgesetzt wurde, hätte wohl umgangen werden können. Der starke Aufruhr den „die Augenblicke“ (Flugblätter von K.) hervorgerufen hatten, und dies nicht am wenigsten in einer Gesellschaftsklasse, die den Kern von der Schale nicht zu trennen wußte, machte die Wahl dieses Tages jedenfalls noch weniger geschickt. Das Gleiche meinte auch Onkel Peter, als er aus Petersburg nach Kopenhagen kam, und es so angeordnet fand. Als aber mehrere Stadtgeistliche in ihn drangen, er müsse als Diener der Kirche diese Bestimmung ändern, behauptete er, daß seiner Ansicht nach eine Änderung jetzt, im letzten Augenblick, als Feigheit angesehen werden würde und deshalb aufgegeben werden müsse. So blieb es denn dabei; aber ich vergesse nicht das peinliche Gefühl, das mich ergriff, als ich, von meinem Platz auf der Kirchenempore auf das Schiff hinuntersah, wo die dichtgedrängte Menschenmenge sich wie ein aufgeregtes Meer bewegte, während ein Ring von ziemlich unheimlichen Gestalten den blumengeschmückten Sarg umgab. Da öffnete sich noch einmal die Kirchentür und zu meiner Freude drängte sich eine Schar mit einem ganz anderen Äußeren hinein! Sie wollte den großen Denker Dänemarks zu Grabe geleiten und wie eine Ehrenwache um seinen Sarg stehen. Aber konnte sie die Stelle erreichen? Mit ungeteilter Sympathie bemerkte ich im Vordergrunde eine kräftige Gestalt, die sich mutig den Weg bahnte; ihr folgten die andern ebenso unverzagt, bis der Platz erobert war und dieser Ring, wie ein fester Wall, den andern aufgelöst hatte. Von der Geistlichkeit im Ornat sah ich, außer Onkel Peter, nur noch den alten Stiftsprobst Tryde; und wäre ich sonst in einer anderen Stimmung gewesen, so hätte ich bei diesem Anblick lächeln müssen, denn er befand sich offenbar gar nicht wohl. Das Käppchen wurde mit fieberhafter Hast auf dem Kopfe hin und her gerückt, während das sonst so milde Gesicht einen verdrossenen Ausdruck hatte! Aber nun

158

stand Onkel Peter auf und bald mußte das Käppchen ruhig sitzen, das bewegte Menschenmeer wurde windstill, und ich konnte in Ruhe weinen, während Onkel Peter zuerst des alten Elternhauses gedachte, mit der aufblühenden Jugendschar, aus der er nun der einzig Übriggebliebene war. Darauf verweilte er beim Heimgegangenen selbst und suchte in einer vorwärtsschreitenden mächtigen Rede die Bedeutung desselben für die Kirche zu schildern. — — —